



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Bedeutung des Georg von der Gabelentz für die
synchrone Sprachwissenschaft“

Verfasser

Stefan Orlowski

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt: Deutsche Philologie

Betreuerin / Betreuer: PD Dr. Mag. Paul Rössler

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	1
1. Georg von der Gabelentz und die Sprachwissenschaft.....	3
1.1. Vorbemerkung.....	3
1.2. Über Georg von der Gabelentz.....	3
1.3. Gabelentz und die Junggrammatiker.....	5
1.4. Gabelentz und Wilhelm von Humboldt.....	7
2. Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure.....	13
2.1. Vorbemerkung.....	13
2.2. De Saussure und die synchrone Sprachwissenschaft.....	13
2.3. Der Sprachbegriff bei Gabelentz und de Saussure.....	16
2.4. Sprachwissenschaft bei Gabelentz und de Saussure.....	21
2.5. Auffallende terminologische Similaritäten.....	28
2.6. Unterschiede zwischen <i>Cours</i> & <i>Sprachwissenschaft</i>	30
2.7. Resümee.....	33
3. Gabelentz' Einflüsse im Bereich der Syntax.....	35
3.1. Vorbemerkung.....	35
3.2. Syntax bei Georg von der Gabelentz.....	35
3.3. <i>Psychologisches Subjekt</i> & <i>Prädikat</i>	37
3.4. Zur <i>funktionalen</i> Grammatik.....	43
3.5. Die Thema-Rhema-Gliederung.....	46
3.6. Gabelentz und die <i>funktionale</i> Satzperspektive.....	47
3.7. Resümee.....	53

4. Gabelentz' Bedeutung für die Sprachtypologie.....	54
4.1. Vorbemerkung.....	54
4.2. Sprachtypologie als sprachwissenschaftliche Disziplin.....	55
4.3. Sprachtypologie vor Georg von der Gabelentz.....	56
4.4. Gabelentz' Begriff der Sprachtypologie.....	62
4.5. Sprachtypologie im Anschluss an Gabelentz.....	66
4.6. Gabelentz' Theorie des zyklischen Sprachwandels.....	72
4.7. Resümee.....	80
5. Gabelentz und die Grammatik.....	81
5.1. Vorbemerkung.....	81
5.2. Grammatik bei Georg von der Gabelentz.....	81
5.3. <i>Analytische</i> und <i>synthetische</i> Grammatik.....	83
5.4. <i>Strukturelle</i> und <i>generative</i> Grammatik.....	88
5.5. Resümee.....	90
Schlussfolgerung.....	91
Literaturverzeichnis.....	93
Anhang.....	97
Zusammenfassung.....	97
Curriculum Vitae.....	98

Einleitung

In wissenschaftsgeschichtlichen Retrospektionen werden üblicherweise ganz bestimmte Theoretiker hervorgehoben, denen aufgrund ihrer wichtigen Erkenntnisse und Arbeiten eine besondere Bedeutung konzediert wird. Zuweilen kommt es jedoch scheinbar auch vor, dass manche Wissenschaftler trotz ihrer Leistungen keinen (oder nur einen sehr marginalen) Eingang in den jeweils fachspezifischen Kanon fanden. Natürlich betrifft dies auch die Fachrichtungen der Linguistik. Der allgemeine Sprachwissenschaftler und Sinologe Georg von der Gabelentz (1840-1893) ist ein besonders interessantes Beispiel hierfür. Er wurde – wie Eugenio Coseriu erstmals 1967 in seinem Beitrag *Georg von der Gabelentz et la linguistique synchronique*, auf den in dieser Arbeit noch mehrfach Bezug zu nehmen sein wird, zu Recht bemerkte – von der sprachwissenschaftlichen Hauptrichtung vergessen, die er selbst wesentlich mitbegründete, nämlich der modernen synchronen Sprachwissenschaft.

Damit sind wir beim Thema dieser Arbeit. Der Titel *Die Bedeutung des Georg von der Gabelentz für die synchrone Sprachwissenschaft* indiziert die primäre Intention meiner Ausführungen: es soll Georg von der Gabelentz' Bedeutung im Bereich der synchronen Sprachwissenschaft aufgezeigt werden. Dies muss freilich anhand konkreter Beispiele erfolgen. In dieser Hinsicht will ich mich auf drei Bereiche konzentrieren, in denen die Innovativität der Gabelentzschen Ideen besonders gut zur Geltung kommt, und zwar die Syntax, die Sprachtypologie und die Grammatik. Auf diesen Gebieten stellte Georg von der Gabelentz Überlegungen an, die bei näherer Betrachtung bereits einige wesentliche Aspekte heutiger Theorien antizipieren und damit zugleich auch seine Bedeutung für die synchrone Sprachwissenschaft deutlich werden lassen.

Am Beginn der Arbeit wird es jedoch zunächst einmal notwendig sein, Georg von der Gabelentz als Sprachwissenschaftler vorzustellen, und zwar weniger hinsichtlich seiner Biografie, als vielmehr seines sprachwissenschaftlichen Hintergrundes (d.h. der Tradition, in der er steht) und der Sprachwissenschaft selbst, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in erster Linie von der historisch-vergleichenden Methode der sog. Junggrammatiker (bzw. Indogermanisten) beherrscht wurde. Dementsprechend werden wir uns nach einer kurzen Introduktion von Georg von der Gabelentz seinem Verhältnis zu den Junggrammatikern zuwenden und im Anschluss daran den Einfluss Wilhelm von Humbolts auf Georg von der Gabelentz in das Zentrum unserer Betrachtungen rücken.

Im zweiten Kapitel soll ein Vergleich zentraler Überlegungen Georg von der Gabelentz' und Ferdinand de Saussures Similaritäten aufzeigen und damit die Rolle Gabelentz' als Mitbegründer der synchronen Sprachwissenschaft verdeutlichen. Wir werden in diesem Kapitel sehen, dass sich einige Grundbegriffe der strukturalistischen Sprachbetrachtung nicht nur bei Ferdinand de Saussure, sondern auch bei Georg von der Gabelentz finden lassen. Im Folgenden wollen wir uns dann den Einflüssen Gabelentz' im Bereich der Syntax, der Sprachtypologie und der Grammatik zuwenden. Das dritte Kapitel wird sich v.a. seiner Konzeption des *psychologischen Subjekts* und *Prädikats* widmen. Gabelentz antizipiert hier – wie wir sehen werden – bereits grundlegende Aspekte der *funktionalen* Grammatik, ganz besonders der Thema-Rhema-Gliederung bzw. *funktionalen* Satzperspektive.

Im vierten Kapitel soll dann Georg von der Gabelentz' Bedeutung für die Sprachtypologie erörtert werden. Nach einigen introduktiven Ausführungen zur Sprachtypologie werden wir unser Augenmerk auf Gabelentz' sprachtypologische Programmatik richten und im Weiteren sehen, dass Gabelentz auch in diesem Bereich der synchronen Sprachwissenschaft als wichtiger Vordenker angesehen werden muss. Ein kurzer Exkurs in die Grammatikalisierungstheorie wird außerdem aufzeigen, dass Georg von der Gabelentz' Theorie des zyklisch verlaufenden, typologischen Sprachwandels auch bereits zentrale Aspekte der Grammatikalisierung antizipiert. Im fünften und letzten Kapitel soll dann abschließend noch die Idee Gabelentz' einer *analytischen* und *synthetischen* Grammatik vorgestellt werden. Die Ausführungen werden zeigen, dass die *analytische* Grammatik ein *semasiologisches* System ist, das der heutigen *strukturellen* Grammatik entspricht, während seine *synthetische* Grammatik ein *onomasiologisches* System ist, das in gewisser Hinsicht mit der heutigen *generativen* Grammatik in Bezug gesetzt werden kann.

Am Ende dieser Arbeit werden die Erkenntnisse aus den einzelnen Kapiteln nochmals zusammenzufassen sein. Es wird sich zeigen, dass Georg von der Gabelentz zu Unrecht von der synchronen Sprachwissenschaft vergessen wurde. Mit seinen innovativen Ideen hat er jene auf verschiedenen Gebieten maßgeblich bereichert, weshalb seine Bedeutung in dieser Arbeit deutlicher betont werden soll als dies heute für gewöhnlich der Fall ist.

1. Georg von der Gabelentz und die Sprachwissenschaft

1.1. Vorbemerkung

In diesem ersten Kapitel zu „Georg von der Gabelentz und der Sprachwissenschaft“ will ich zunächst eine introduktive sprachwissenschaftsgeschichtliche Verortung vornehmen und dabei zuerst in aller Kürze die Person Hans Georg Conon von der Gabelentz vorstellen. Wir werden uns also nicht lange mit biografischen Details aufhalten, sondern direkt auf den *Sprachwissenschaftler* Georg von der Gabelentz zu sprechen kommen. In diesem Zusammenhang wird es wichtig sein, einerseits die sprachwissenschaftliche Tradition zu beleuchten, in der Gabelentz steht, und andererseits auch sein sprachwissenschaftliches Umfeld in unsere Betrachtungen einzubeziehen. Was die Tradition betrifft, der Gabelentz zuzuordnen ist, so werden wir (nicht nur in diesem Kapitel) sehen, dass er in weiten Teilen sehr von Wilhelm von Humboldt beeinflusst war. Hinsichtlich des sprachwissenschaftlichen Umfelds, von dem Georg von der Gabelentz umgeben war, so müssen wir unser Augenmerk v.a. auf die Junggrammatiker (bzw. Indogermanisten) richten, mit denen Gabelentz in ständiger Auseinandersetzung stand und die mit ihrer historisch-vergleichenden Methode die sprachwissenschaftliche Forschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dominierten.

1.2. Über Georg von der Gabelentz

Da es in dieser Arbeit primär um den Einfluss bzw. die Bedeutung des Hans Georg Conon von der Gabelentz in Bezug auf die synchrone Sprachwissenschaft im Anschluss an de Saussure geht, will ich die biografischen Ausführungen an dieser Stelle auf ein Minimum beschränken. Trotz seiner zum Teil höchst innovativen Erkenntnisse und – wie wir noch sehen werden – wegweisenden Überlegungen für spätere Theorien auf dem Gebiet der synchronen Sprachwissenschaft zählt Gabelentz interessanterweise nicht unbedingt zu den bekanntesten Sprachwissenschaftlern in heutiger Zeit. Gerade deshalb will ich nicht auf den folgenden kurzen Eintrag von Walter Böttger über den am 16. März 1840 in Poschwitz bei Altenburg geborenen und am 11. Dezember 1893 verstorbenen Hans Georg Conon von der Gabelentz in der *Neuen Deutschen Biographie* verzichten:

Vom Gedankengut seines Vaters nachhaltig beeinflusst [sic!], studierte G. in Jena und Leipzig Jura und Sprachwissenschaft und schlug 1864 zunächst die juristische Laufbahn ein, bis er 1878 auf den neugegründeten Lehrstuhl für ostasiat. Sprachen nach Leipzig berufen wurde, den ersten dieser Art an einer deutschen Universität. Hier erschien 1881 sein bedeutendstes Werk, die „Chines[ische] Grammatik“ (1953), die nicht nur für die Sinologie grundlegend und bis heute unübertroffen ist, sondern in methodologischer Hinsicht auch für die allgemeine Sprachwissenschaft Bedeutung erlangt hat. Während G. in den folgenden Jahren noch weitere wichtige Arbeiten zu Problemen der chines. Grammatik herausbrachte, beschäftigte er sich nach seiner 1889 erfolgten Berufung an die Berliner Universität fast nur noch mit sprachvergleichenden Studien, als deren Ergebnis 1891 sein zweites Hauptwerk – „Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse“ – erschien. Das Werk ist eines der hervorragendsten auf diesem Gebiet, eilte jedoch seiner Zeit weit voraus und hat darum auf die Linguistik nicht den Einfluß [sic!] ausgeübt, der seiner Bedeutung entsprochen hätte. G. hat die Begriffe des psychologischen Subjekts und Prädikats in die Sprachwissenschaft eingeführt und eine Fülle noch heute gültiger Erkenntnisse gefunden, z. B. die Tatsache, daß [sic!] isolierende Sprachen sich aus agglutinierenden entwickeln. Da zu seiner Zeit an deutschen Universitäten die Sprachwissenschaft fast ausschließlich in den Händen der Indogermanisten lag und er sich gerade überwiegend mit nichtindogermanischen Sprachen beschäftigte, fand er, obwohl er Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften war und eine fruchtbare Publikationstätigkeit entfaltete, bei seinen Zeitgenossen nicht die Anerkennung, die seinen Leistungen zugekommen wäre. Der heutige Stand der Sprachwissenschaft jedoch hat die Richtigkeit vieler seiner Erkenntnisse bestätigt.¹

Böttger spricht hier bereits einige Punkte an, auf die ich im Laufe meiner Arbeit noch genauer eingehen werde. Er übertreibt hier keinesfalls, wenn er schreibt, dass Georg von der Gabelentz' recht umfangreiches Werk *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* „seiner Zeit weit voraus“ geeilt sei – die nächsten Kapitel sollen uns genau dies vor Augen führen. Georg von der Gabelentz war – wie zum Beispiel auch Brigitte Bartschat² völlig zu Recht schreibt – „eine Ausnahmeerscheinung unter den Linguisten des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts“, denn er hat – so Bartschat weiter – „nicht wie die meisten seiner Fachkollegen einen positivistisch orientierten Denkansatz“ vertreten, sondern „neigte vielmehr – unter dem Einfluß [sic!] seines Vaters Hans Conon [...] – den Ideen Wilhelm von Humboldts zu“. Dass Georg

¹ Böttger, Walter: *Gabelentz, Hans Georg Conon von der*. In: Neue Deutsche Biographie. Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Duncker & Humblot, 1964. Bd. 6, S. 3.

² Vgl. Bartschat, Brigitte: *Sprachwissenschaft und Sprachforschung bei Georg von der Gabelentz*. In: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung: Ost-West-Kolloquium*, Berlin 1995; *Sprachform und Sprachformen: Humboldt, Gabelentz, Sekiguchi*. Hrsg. von Eugenio Coseriu, Kennosuke Ezawa und Wilfried Kürschner. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1996.
[Im Folgenden abgekürzt: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*]

von der Gabelentz (wie bereits sein Vater) in der Tradition Wilhelm von Humboldts steht, ist kein unwesentlicher Punkt, weshalb wir darauf in Kürze zu sprechen kommen werden. Wie Brigitte Bartschat außerdem hinsichtlich der „Doppelrolle“ Gabelentz’ als Sinologe und allgemeiner Sprachwissenschaftler richtig anmerkt, liegt sein Verdienst vor allem darin, dass er als Sinologe „den Gesichtswinkel der Linguisten um die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten der ostasiatischen Sprachen erweitert“ und als allgemeiner Sprachwissenschaftler „die Sinologie grammatiktheoretisch fundiert“ hat. Das zeigt sich vor allem bei Georg von der Gabelentz’ beiden Hauptwerken: *Chinesische Grammatik* (1881) und *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* (1891/21901).³

1.3. Gabelentz und die Junggrammatiker

In Bezug auf Brigitte Bartschat war gerade die Rede davon, dass Georg von der Gabelentz „nicht wie die meisten seiner Fachkollegen einen positivistisch orientierten Denkansatz“ vertreten habe. Wie ist dies genau zu verstehen? In diesem Punkt will ich dazu nun eine kleine Erklärung liefern, wobei ich mich auf den Beitrag *Hans Georg Conon von der Gabelentz – Erbe und Verpflichtung*⁴ beziehe. Auch dort wird die Auseinandersetzung Gabelentz’ mit den Junggrammatikern angesprochen. Zum Zeitpunkt der Berufung Gabelentz’ an die Leipziger Universität als (zunächst außerordentlicher) Professor für ostasiatische Sprachen war die Sprachwissenschaft wesentlich von der „analytischen Methode der junggrammatischen Schule geprägt“, die sicherlich aufgrund ihrer reichhaltigen Ergebnisse bis in das 20. Jahrhundert hinein von sehr großer Bedeutung war. In dem Beitrag werden vor allem Otto Behagel, Karl Brugmann, Berthold Delbrück, Hermann Paul, Eduard Sievers und Karl Verner genannt, durch die „die sprachwissenschaftliche Forschung einen außerordentlich bedeutenden Antrieb erfahren“ hatte. Insgesamt „haben diese eine als positivistisch zu wertende sprachwissenschaftliche Richtung vertreten“, in der die Sprachforschung aber zum reinen Historismus wurde, und

³ Vgl. Bartschat: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*, S. 87

⁴ Richter, Eberhardt / Reichardt, Manfred / Selter, Gerhard / Gaudes, Rüdiger / Reichardt, Shu-xin / Taube, Manfred / Herms, Irmtraud: *Hans Georg Conon von der Gabelentz – Erbe und Verpflichtung*. In: *Hans Georg Conon von der Gabelentz. Erbe und Verpflichtung*. Hrsg. von Eberhardt Richter und Manfred Reichardt. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, 1979. (Linguistische Studien: Reihe A, 53) [Im Folgenden abgekürzt: *Georg von der Gabelentz – Erbe und Verpflichtung*]

zwar „zur Betonung der Geschichte atomistisch betrachteter sprachlicher Fakten, jener der Laute“.⁵

Werfen wir einen Blick in Gabelentz' *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*, so finden wir genau in obigem Sinne mehrmals kritische Anmerkungen Gabelentz' zur junggrammatischen Schule. So schreibt er etwa:

Wer freilich in der Sprache nichts Besseres sieht, als todte [sic!] Lautgebilde, Cadaver [sic!], die man auf dem Seciertische [sic!] zerlegt und zerstückelt, der muss sich wohl zum Anatomen verwandtschaftlich hingezogen fühlen. Aber man kann Jahre im anatomischen Museum und Seciersaale verbringen, ohne zum Menschenkenner zu werden, und man kann jahrelang Wörter und Wortformen zerlegen, ohne vom Wesen der Sprache eine Ahnung zu erlangen. Die Sprache lebt, und nur im Leben lernt man Lebendes verstehen.⁶

Dazu mochte noch Eins kommen: Wörter, Laute und grammatische Formen kann man vergleichen, ohne der Sprachen selbst mächtig zu sein, man arbeitet eben am todten [sic!] Körper, hat es, streng genommen, nicht mit der Sprache, sondern ihren losgerissenen Theilen [sic!] zu thun. Dazu bedarf es keines Sprachtalentes, dem ersten Anscheine nach auch keines philologischen Eindringens in fremde Literaturen, am allerwenigsten der philosophischen Vertiefung. In der That schien hier eine Wissenschaft erstanden zu sein, die weder Kennerschaft noch tiefsinnige Spekulation erforderte, sondern nur fleissiges [sic!] Sammeln und saubere Analyse.⁷

Hier deutet sich auch bereits an, welchen Stellenwert Wilhelm von Humboldt bei Georg von der Gabelentz einnimmt, wenn er von der Sprache als einem Lebewesen spricht. Genau deshalb werde ich dies im nächsten Punkt über Gabelentz und Humboldt in den Fokus meiner Betrachtungen rücken. Doch verweilen wir noch kurz bei den Junggrammatikern. Die „Blütezeit“ „ihres Wirkens waren die Jahre von etwa 1876 bis 1890“, welche „zugleich und nicht zufällig die wissenschaftlich fruchtbarsten Jahre“ des Georg von der Gabelentz an der Leipziger Universität waren. Gerade die wissenschaftliche Auseinandersetzung „mit den Vertretern der junggrammatischen Schule trug anregend zur Formung seiner Ideen und Auffassungen zur allgemeinen Sprachwissenschaft bei und stimulierte die Veröffentlichung seiner sprachwissenschaftlichen Arbeiten“.⁸

⁵ Vgl. Georg von der Gabelentz – *Erbe und Verpflichtung*, S. 7f

⁶ Gabelentz, Georg von der: *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Mit einer Studie neu herausgegeben von Gunter Narr und Uwe Petersen. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 1984 (= 3. Auflage). (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 1) S. 15.

[Im Folgenden abgekürzt: *Die Sprachwissenschaft*]

⁷ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 29

⁸ Vgl. Georg von der Gabelentz – *Erbe und Verpflichtung*, S. 8

Wir können also an dieser Stelle festhalten, dass Georg von der Gabelentz (vor dem Hintergrund der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts, auf den wir im nächsten Punkt zu sprechen kommen werden) „seine sprachwissenschaftlichen Auffassungen in der Auseinandersetzung mit Vertretern der gerade während der Jahre seiner Leipziger Amtszeit dominierenden Richtung in der Sprachwissenschaft, der junggrammatischen Schule“, entwickelte. Gabelentz war ein hervorragender Kenner einiger Sprachen, die von der damaligen Indogermanistik zur Gänze außer Acht gelassen wurden. Wie wir bereits sahen, wollte sich Gabelentz keinesfalls mit jener junggrammatischen Methodik zufrieden geben, indogermanische Sprachen rein in ihrer *äußeren* Sprachform (also den Lauten) zu untersuchen und damit die *innere* Sprachform zu vernachlässigen. Dadurch beschränkten sich die Junggrammatiker (mit ihrer historischen Betrachtungsweise der Sprache) nämlich nur „auf den Blick zur Geschichte der lautlich-formalen Komponente des Sprachsystems“.⁹

1.4. Gabelentz und Wilhelm von Humboldt

Will man die Bedeutung Georg von der Gabelentz' für synchrone Sprachwissenschaft aufzeigen, so muss man aus meiner Sicht bei seinem Begriff der *Sprache* ansetzen, der in auffallender Weise von der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts geprägt ist. Wie ich dann besonders im nächsten Kapitel zu den Parallelen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure zeigen werde, ist der Begriff der *Sprache* im Grunde einer der Punkte, von denen aus sich das strukturalistische Theoriegebäude de Saussures (und in weiterer Folge schließlich auch die synchrone Sprachwissenschaft) entfaltet. Eben deshalb ist es an dieser Stelle wichtig, auch den Einfluss Humboldts auf Gabelentz in diesem Zusammenhang näher zu beleuchten.

Kommen wir zunächst kurz auf Wilhelm von Humboldt zu sprechen. Wodurch zeichnet sich dessen Sprachphilosophie aus? An dieser Stelle will ich mich auf Jürgen Trabant beziehen. In seinem Buch *Traditionen Humboldts*¹⁰ schreibt Trabant, dass Wilhelm von Humboldt sich mit „seinem Programm des vergleichenden Sprachstudiums deutlich von der herrschenden Strömung der zeitgenössischen Sprachwissenschaft“ entfernt hatte, denn das „Fundament seines *philosophisch* ausgerichteten sprachwissenschaftlichen

⁹ Vgl. Georg von der Gabelentz – *Erbe und Verpflichtung*, S. 36

¹⁰ Trabant, Jürgen: *Traditionen Humboldts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 877) [Im Folgenden abgekürzt: *Traditionen Humboldts*]

Gebäudes“ seien „die *synchronischen* Untersuchungen, die *Strukturbeschreibungen* der Sprachen und die *vergleichenden onomasiologischen Studien*“ gewesen. „Die genealogische Forschung, auf die die aufkommende vergleichende historische Sprachwissenschaft die Sprachwissenschaft weitgehend reduzieren“ würde, sei – so Trabant weiter – demgegenüber „nur ein Teil – und wahrlich nicht der wichtigste – des Humboldtschen Gesamt-Gebäudes“. ¹¹ Im Zusammenhang mit Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure werden wir noch sehen, wie wichtig genau dieser Aspekt in weiterer Folge werden wird.

Trabant ist der Meinung, dass Humboldt mit seinem Pogramm zu spät gekommen sei, denn als die Arbeiten Humboldts veröffentlicht wurden, hätte „die Sprachwissenschaft bereits die Richtung der historisch vergleichenden Forschung eingeschlagen“ gehabt. Zwar – so erklärt Jürgen Trabant weiter – hätten manche historisch-vergleichenden Sprachwissenschaftler jener Zeit „sich zwar gerne der Humboldtschen Texte als einer Sammlung schöner Zitate bedient“, seien sich sukzessive „aber immer mehr des Abstands zwischen ihrer Wissenschaft und dem philosophisch geleiteten vergleichenden Sprachstudium Humboldts bewußt [sic!]“ geworden. So sucht dann beispielsweise Delbrück (der bereits im vorigen Punkt einmal erwähnt wurde) „in der ersten Ausgabe seiner Einleitung in das Sprachstudium (1880) vergeblich nach einem Einfluß [sic!] Humboldts auf die Sprachwissenschaft, d.h. auf die Indogermanistik, die sich hauptsächlich mit diachronischer Lautlehre beschäftigt“ hatte. Wenn sich dann also zu eben jener Zeit immer mehr „eine völlige Fremdheit zwischen dem Humboldtschen Geist und den Intentionen der damaligen Sprachwissenschaft“ bemerkbar machte, so verdeckte für Jürgen Trabant hier in gewisser Weise eine „Allgegenwart von Humboldt-Zitaten in den Texten der Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts“ lediglich „die Tatsache, daß [sic!] diejenigen, die wirklich versucht haben, die Intention des Humboldtschen sprachwissenschaftlichen Projekts zu übernehmen und weiterzuführen, nur eine minoritäre Gegenströmung zur herrschenden historisch-vergleichenden Lehre“ bildeten. ¹²

Im Folgenden geht Jürgen Trabant dann auf die Humboldtianer des 19. Jahrhunderts ein, wobei er besonders Heymann Steinthal hervorhebt, den auch Gabelentz in seiner *Sprachwissenschaft* mehrfach erwähnt. Gegen Ende des Jahrhunderts ist es für Trabant aber „vor allem Georg von der Gabelentz,[...] der die Nachfolge der Humboldtschen

¹¹ Vgl. Trabant: *Traditionen Humboldts*, S. 59

¹² Vgl. Trabant: *Traditionen Humboldts*, S. 59f

Tradition antritt“. Zur selben Zeit artikuliere – so Trabant weiter – vor allem „Techmers kurzlebige *Internationale Zeitschrift für Allgemeine Sprachwissenschaft* (1883-90) die Notwendigkeit einer Sprachwissenschaft, die für allgemein sprachwissenschaftliche Probleme, für philosophische Fragen, für synchrone Beschreibungen“ offen zu sein habe, womit diese Zeitschrift, deren Mitherausgeber auch Gabelentz war, in gewisser Weise programmatisch zunächst an Humboldt anknüpfte, sich schlussendlich aber auch nicht der „naturwissenschaftliche[n] Epistemologie der herrschenden Lehre“ entziehen konnte. Man kann als zusammenfassend festhalten, dass es zu jener Zeit nicht allzu viele Linguisten gab, die in der Nachfolge Humboldts „[g]egen die Verkürzung der Sprachwissenschaft auf das Programm der historisch-phonetischen Indogermanistik“ auftraten.¹³

Georg von der Gabelentz war einer jener Linguisten und so verwundert es freilich auch nicht, wenn dieser in seinem Werk *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* von Wilhelm von Humboldt in den höchsten Tönen spricht. So sei Humboldt nach Gabelentz der Erste gewesen, „der umfassende Kennerschaft mit philosophischem Tiefsinne in sich vereinigte“. „Die Frage nach der Wechselbeziehung zwischen Sprechen und Denken, nach dem Werthe [sic!] der Sprachen als Werkzeugen [sic!] der Cultur [sic!]“ sei – so Gabelentz weiter – „von ihm zuerst aufgeworfen und in umfassender Weise erörtert worden“. Überhaupt seien seine Werke – wie Gabelentz hinzufügt – „so zu sagen der classische [sic!] Text der allgemeinen Sprachwissenschaft bis auf den heutigen Tag“. ¹⁴ Ich denke das folgende Zitat zeigt sicherlich besonders gut, welchen Stellenwert Gabelentz Wilhelm von Humboldt in der sprachwissenschaftlichen Forschung einräumt:

Es ist erstaunlich, wie allseitig dieser Riesengeist seinen Stoff durchdacht hat, allerwärts hin anregend und Wege weisend. Selten sind reiches Wissen und tiefes Denken, Scharfblick für das scheinbar Kleinste und die Fähigkeit, selbst das scheinbar Entlegenste [sic!] sicher zu combinieren [sic!], glücklicher gepaart gewesen. Wer es liebt, in den Grundanschauungen unserer Wissenschaft den Prioritätsansprüchen nachzuforschen, der versäume nicht, auch bei diesem gedankenreichsten unter den Sprachforschern anzufragen. Es ist wohl nicht allemal leicht zu sagen, dass er gerade den gesuchten Gedanken gehabt habe; es ist noch viel schwerer zu sagen, dass er einen richtigen Gedanken nicht gehabt habe. Sehr oft aber wird man finden, dass was vor seinen Prophetenaugen in voller Klarheit stand, erst lange hernach mühsam wieder entdeckt worden ist. Wenige Schriftsteller verlangen so angestrengtes, beharrliches Studium, wie dieser;

¹³ Vgl. Trabant: *Traditionen Humboldts*, S. 62f

¹⁴ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 28

wenige aber lohnen es auch in gleichem Masse [sic!]; es ist unter STEINTHAL'S Verdiensten nicht das kleinste, dass er immer und immer wieder das Andenken des Halbvergessenen auffrischt hat. HUMBOLDT verehren, bewundern wird ihn jeder, der seine Schriften liest, [...].¹⁵

Hierdurch wird dann auch klar, warum bei Georg von der Gabelentz an vielen Stellen die Sprachphilosophie Humboldts durchschimmert. Natürlich kann ich hier nicht zur Gänze den Einfluss Humboldts auf das Werk des Georg von der Gabelentz darlegen, da es zweifellos den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Jedoch will ich nicht gänzlich darauf verzichten, einige wenige Äußerungen Georg von der Gabelentz' und Wilhelm von Humboldts über das *Wesen* (oder auch die *Natur*) der Sprache zu vergleichen bzw. einander gegenüberzustellen.

Bei Wilhelm von Humboldt ist die Sprache – „in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst“ – „etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes“. Ihre Erhaltung durch die Schrift sei „immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen“ suche. Sie selbst – so der folgende berühmte Satz Humboldts – sei „kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit [sic!] (Energeia)“ und ihre wahre Definition könne „daher nur eine genetische sein“, denn sie „ist nemlich [sic!] die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten [sic!] Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“.¹⁶ Gabelentz nun folgt dieser Definition auf Schritt und Tritt. So sieht er in der menschlichen Rede die Fähigkeit der „Zerlegung der Vorstellung (Analyse), der der gegliederte Ausdruck des Gedankens“ entspreche und definiert deshalb: „Menschliche Sprache ist der gegliederte Ausdruck des Gedankens durch Laute“.¹⁷ Der ganze Zweck der Sprache ist für Gabelentz demnach also „der Ausdruck des Gedankens“. Dieser müsse – so Gabelentz – „mit einem ausreichenden Grade von Energie in's Bewusstsein treten, um zum sprachlichen Ausdruck zu drängen“, wobei Energie für Gabelentz „in diesem Fall soviel als Klarheit“ bedeutet. Und so stellt Gabelentz am Ende seiner Ausführungen zur Artikulation in der *Sprachwissenschaft* fest: „Sich einen Gedanken klar machen heisst [sic!] ihn zergliedern. Dem Ergebnisse dieser Zergliederung soll der

¹⁵ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 28f

¹⁶ Vgl. Humboldt, Wilhelm von: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. In: *Wilhelm von Humboldt – Werke in fünf Bänden*. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996 (= 8., unveränderte Auflage). Bd. 3 (= *Schriften zur Sprachphilosophie*), S. 418. [im Folgenden abgekürzt: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*]

¹⁷ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 3

sprachliche Ausdruck entsprechen, mithin muss er selbst gegliedert, d. h. artikuliert sein“.¹⁸

Dieser Aspekt der Sprache als artikuliertem Ausdruck (bzw. Laut) des Gedankens ist bei Humboldt und bei Gabelentz ein wesentliches Moment. Bei Humboldt ist die Sprache das „bildende Organ des Gedanken“. Die intellektuelle Tätigkeit werde – wie Humboldt erklärt – „durch den laut in der Rede äusserlich [sic!] und wahrnehmbar für die Sinne“, weshalb sie also in sich schon „an die Notwendigkeit geknüpft“ sei, „eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen“, da sonst das Denken gar „nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden“ könne. Für Humboldt liegt diese „unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache“ sozusagen „unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur“.¹⁹

Kommen wir nun abschließend noch auf die metaphorischen Begriffe der Sprache bei W. v. Humboldt und Gabelentz zu sprechen. Bei beiden wird zur Charakterisierung der Sprache immer wieder das Bild des Organismus oder des Lebewesens bemüht. So meint beispielsweise Gabelentz, dass man mit vollem Rechte „vom Organismus der Sprache“ rede, wobei hier allerdings im Sinne behalten werden müsse, „dass die Sprache nicht ein eigenlebiges Wesen, sondern eine Fähigkeit und Function [sic!] [...] der geistleiblichen Natur des Menschen“ sei.²⁰ Aus meiner Sicht wird hier ganz besonders deutlich, wie sehr Georg von der Gabelentz von der Sprachphilosophie Humboldts beeinflusst war. Die folgenden beiden Textausschnitte werden die Nähe beider Sprachauffassungen in diesem Zusammenhang sehr gut demonstrieren. Sowohl Humboldt als auch Gabelentz begreifen die *Sprache* als einen Organismus und ziehen den Vergleich zu den naturwissenschaftlichen Gesetzen:

Wilhelm von Humboldt:

Da sie [die Sprache], in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloss [sic!] Theile [sic!] unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten

¹⁸ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 6

¹⁹ Vgl. Humboldt: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, S. 426

²⁰ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 17

will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile [sic!] unterscheidet.²¹

Georg von der Gabelentz:

Diese [Methode], wie sie von den Indogermanisten ausgebildet worden, hat sich überall bewährt, wo es galt, Sprachen untereinander zu vergleichen. Und wie gesagt, soweit nach ihr körperliche Erscheinungen aus körperlichen Gesetzen hergeleitet werden, gleicht sie der naturwissenschaftlichen auf's Haar. Die Verwandtschaft der Linguistik mit den Naturwissenschaften liegt aber auch sonst im Wesen der Sprache. Nichts gleicht einem Organismus mehr, als die menschliche Sprache. Alles in ihr steht in ursächlichem und zwecklichem Zusammenhange; sie hat ihr Formprinzip, darum reden wir von ihrer Morphologie; sie entwickelt sich nach inneren Gesetzen, zuweilen auch nach äusseren [sic!] Einwirkungen, krankt, altert, stirbt wohl auch: darum dürfen wir von Physiologie, Biologie, Pathologie der Sprache reden; den Kampf um's Dasein hat auch sie gelegentlich zu bestehen, – jedenfalls bleibt er keinem ihrer Theile [sic!] erspart –, und wer weiss [sic!], ob ihr nicht noch natürliche Zuchtwahl, Mimicry und mehr dergleichen zugesprochen wird?²²

Anzumerken ist an diesem Punkt, dass Gabelentz in der *Sprachwissenschaft* bereits beginnt, den Begriff des *Organismus* an manchen Stellen durch den für die synchrone Sprachwissenschaft zentralen Begriff des *Systems* zu ersetzen. So schreibt Gabelentz beispielsweise, dass „die Sprache ebensowenig [sic!] eine Sammlung von Wörtern und Formen“ sei, „wie der organische Körper eine Sammlung von Gliedern und Organen ist“. Vielmehr seien beide – so Gabelentz weiter – „in jeder Phase ihres Lebens (relativ) vollkommene Systeme [!], nur von sich selbst abhängig“. Innerhalb dieses Systems stünden (sowohl beim organischen Körper als auch bei der Sprache) nach Gabelentz alle Teile „in Wechselwirkung“ und gerade aus dieser Wechselwirkung heraus würden gewissermaßen die „Lebensäußerungen [sic!]“ entspringen. Die Lebensäußerung einer Sprache ist für ihn „die Rede, die unmittelbar aus der Seele des Menschen fließt [sic!]“, worauf ich im nächsten Kapitel zu Gabelentz und Ferdinand de Saussure noch genauer eingehen werde.²³

Auch wenn der Einfluss Wilhelm von Humboldts auf Georg von der Gabelentz im Rahmen dieser Arbeit nicht in vollem Ausmaß behandelt werden kann, so haben wir doch gesehen, wie sehr die Sprachtheorie Gabelentz' von der Sprachphilosophie W. v. Humboldts geprägt ist.

²¹ Humboldt: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, S. 476

²² Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 16f

²³ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 8f

2. Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure

2.1. Vorbemerkung

In diesem Kapitel werden wir uns genauer den sprachwissenschaftlichen Überlegungen von Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure zuwenden. Ich werde zunächst auf wichtige Überlegungen und Begriffe Ferdinand de Saussures zu sprechen kommen, der in der Einführungsliteratur für gewöhnlich als Begründer der modernen synchronen Sprachwissenschaft genannt wird. Im Anschluss daran werden wir die Ausführungen beider Sprachwissenschaftler zum *Sprachbegriff* in das Zentrum unserer Betrachtungen rücken. Hier werden sich die Übereinstimmungen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure bereits zeigen. Aber auch was die sprachwissenschaftliche Systematik betrifft, werden wir gewisse Parallelen entdecken. In dem folgenden Punkt wollen wir die terminologischen Similaritäten schließlich einander gegenüberstellen. Es ist aber notwendig, neben den zahlreichen Similaritäten in den Überlegungen zur allgemeinen Sprachwissenschaft auch die Differenzen zwischen Georg von der Gabelentz' *Sprachwissenschaft* und Ferdinand de Saussures *Cours de linguistique générale* aufzuzeigen. Insgesamt werden wir sehen, dass Georg von der Gabelentz bei der Begründung der modernen synchronen Sprachwissenschaft eine ebenso bedeutende Rolle konzediert werden kann wie Ferdinand de Saussure.

2.2. De Saussure und die synchrone Sprachwissenschaft

Bevor wir in den folgenden Punkten näher auf die recht markanten Parallelen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure eingehen können, ist es zunächst notwendig, sich der Bedeutung F. de Saussures für die synchrone Sprachwissenschaft bewusst zu werden, welche man diesem für gewöhnlich einzuräumen pflegt. Zu diesem Zweck werde ich nun einen ganz kurzen Einblick in die von Peter Ernst herausgegebene *Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft* nehmen, wo selbiger in dem ersten Beitrag *Zur Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*²⁴ die Bedeutung des von

²⁴ Ernst, Peter: *Zur Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*. In: Ernst, Peter [Hrsg.]: *Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft*. Mit Beiträgen von Otto Back, Peter Ernst, Gottfried Fischer, Miriam Harwart, Thomas Herok, Sergios Katsikas, Peter Kuhn, Hans Christian Luschützky, Wolfgang Mieder, Franz Patocka, Heinz-Dieter Pohl, Hermann Reichert, Richard Reutner, Richard Schrodt, Maria Vassilakou. Wien: Edition Praesens, 1999 (= 2., verbesserte und vermehrte Auflage). 1. Beitrag, S. 1-14. [Im Folgenden abgekürzt: *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*]

Ferdinand de Saussure begründeten Strukturalismus für die Entstehung der synchronen Sprachwissenschaft erörtert. In dem Punkt zur „Strukturalistischen Sprachbetrachtung“ heißt es dort, Saussure habe mit seinen in den Jahren von 1907 bis 1911 an der Genfer Universität gehaltenen sprachwissenschaftlichen Vorlesungen, deren Mitschriften im Jahr 1916[..] postum unter dem Titel *Cours de linguistique générale* von seinen Schülern herausgegeben wurden (die deutsche Übersetzung *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* erschien erst 1931)“, die „sprachwissenschaftliche Epoche des *Strukturalismus* eingeleitet“ und „einige zur damaligen Zeit völlig neuartige und bis heute grundlegende Betrachtungen über das Wesen der Sprache und zu den Methoden ihrer Erforschung“ eingeführt.²⁵

Im Folgenden werden dann Ferdinand de Saussures Innovationen auf dem Gebiet der Sprachbetrachtung aufgezählt. Da wäre natürlich zum einen die für die synchrone Sprachwissenschaft wesentliche Unterscheidung von *Diachronie* und *Synchronie*. Die entscheidende Neuerung des Strukturalismus bestünde – so Peter Ernst – „darin, dass er von der Methode der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, die bis dahin die Linguistik beherrschte“, abgegangen sei, wobei Ferdinand de Saussure sich (wie Georg von der Gabelentz) besonders gegen die Junggrammatiker gewandt hatte, von denen wir ja zuvor bereits hörten. Saussure sehe – Ernst weiter – im Gegensatz zur diachronen Sprachbetrachtung „die Aufgabe der Sprachwissenschaft primär in der **synchronen** Sprachbeschreibung (d.h. eines Sprachzustandes zu einem bestimmten Zeitpunkt), wobei Sprache im synchronen Sinn „als geschlossenes Zeichensystem betrachtet“ werde, „dessen Strukturen (Beziehungen der Einzelelemente zueinander) aufzudecken“ seien.“²⁶

Eine weitere Innovation, die üblicherweise gänzlich de Saussure zugeschrieben wird, betrifft den Systembegriff der Sprache. Zur eindeutigen Definition der Sprache habe – so heißt es in der *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft* weiter – Saussure die berühmte Trichotomie *parole* – *langue* – *langage* eingeführt. *Langage* bezeichnet dabei „die menschliche Fähigkeit zur Sprache allgemein“, während davon die *langue* als sprachliches „Einzelsystem, etwa Deutsch, Englisch, Französisch“, zu trennen ist, an dem jeder Sprechende Anteil hat. Drittens macht aber auch jeder „Sprachteilnehmer individuell vom System der Einzelsprache (der *langue*) Gebrauch“ und diese „persönliche und tatsächliche Sprachverwendung“ nennt Ferdinand de Saussure *parole*, wobei

²⁵ Vgl. Ernst: *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*, S. 4

²⁶ Vgl. Ernst: *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*, S. 4

man darunter – so Ernst in seiner *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft* – „sowohl den individuellen Akt der Sprachverwendung (das Äußern) als auch das Produkt dieses Aktes (die Äußerung selbst)“ zu verstehen habe.²⁷ Im Hinblick auf die Bedeutung Ferdinand de Saussures für die synchrone Sprachwissenschaft konstatiert Peter Ernst dann schließlich:

Die von Ferdinand de Saussure eingeführte strukturalistische Betrachtungsweise wurde von seinen Nachfolgern weiter ausgebaut und beherrschte lange Zeit die Sprachwissenschaft. Insbesondere auf dem Gebiet der Phonetik, Phonologie und Morphologie schuf sie Grundlagenwerte, die auch für unsere Zeit noch bestimmend sind. Obwohl seither andere sprachwissenschaftliche Methoden ausschlaggebend geworden sind (etwa die Generative Transformationsgrammatik), darf die Leistung des Strukturalismus für die Entwicklung der Sprachwissenschaft in unserem [dem 20.] Jahrhundert nicht unterschätzt werden.²⁸

Inwiefern sind nun aber diese Ausführungen zur strukturalistischen Sprachbetrachtung Ferdinand de Saussures und dessen Bedeutung für die synchrone Sprachwissenschaft im Zusammenhang mit Georg von der Gabelentz relevant? Der Grund, warum ich jene Erläuterungen von Ernst aus der *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft* vorangestellt habe, liegt zum einen darin, dass ich vorab schon einmal einige Begriffe ansprechen wollte, die uns im Weiteren noch beschäftigen werden; zum anderen jedoch erschien es mir wichtig, aufzuzeigen, dass in diesen Ausführungen zur Begründung der synchronen Sprachwissenschaft Ferdinand de Saussure eine zentrale Rolle konzidiert wird. Andere Sprachwissenschaftler, wie eben zum Beispiel Georg von der Gabelentz, finden in diesem Zusammenhang gar keine Erwähnung.

In den nächsten beiden Punkten werde ich nun unter Bezug auf den Romanisten und allgemeinen Sprachwissenschaftler Eugenio Coseriu zeigen, dass die Pionierrolle von F. de Saussure bei der Entstehung der synchronen Sprachwissenschaft durchaus relativiert werden kann. Freilich werden in anderen Ausführungen von Peter Ernst (beispielsweise im Nachwort der dritten Auflage des ins Deutsche übersetzten *Cours de linguistique générale* – also den *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*) die auffallenden Similaritäten bei Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure angesprochen. Es ist allerdings symptomatisch, dass Georg von der Gabelentz als ein Mitbegründer der synchronen Sprachwissenschaft in Einführungen gar keine Erwähnung findet.

²⁷ Vgl. Ernst: *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*, S. 5

²⁸ Ernst: *Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*, S. 10

2.3. Der Sprachbegriff bei Gabelentz und de Saussure

Im Folgenden wollen wir uns nun den auffallenden Parallelen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure in der Systematik des Sprachbegriffs und der Sprachwissenschaft zuwenden, die von Eugenio Coseriu auf hervorragende Weise in dem Essay über *Georg von der Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*²⁹ aufgezeigt worden sind. Die folgenden Ausführungen sind von großer Relevanz, da sie die Rolle Gabelentz' bei der Herausbildung der strukturalistischen Sprachbetrachtung beleuchten und damit auch seine Bedeutsamkeit für die synchrone Sprachwissenschaft festmachen.

Wie Eugenio Coseriu zunächst feststellt, gelte „fast immer de Saussure als Urheber der Unterscheidungen zwischen *langue* und *parole*, zwischen *signifiant* und *signifié* sowie zwischen *Synchronie* und *Diachronie*“, obwohl er diese in der Tradition vorgefunden habe. Wenngleich er sie wohl neu formuliert habe und ihnen – so Coseriu weiter – „zum Teil auch eine neue Interpretation im Rahmen eines kohärenten Systems hat zukommen lassen“, habe er diese Unterscheidungen „jedoch keinesfalls als erster formuliert“. Es hat hier ohne Zweifel eine Reihe von Vorläufern gegeben, die in heutiger Zeit zumeist keine Erwähnung finden und in diesem Zusammenhang einfach unter Ferdinand de Saussure subsumiert werden. Dazu gehört – wie wir noch im Detail sehen werden – ohne Zweifel auch Georg von der Gabelentz. Coseriu hebt in dieser Hinsicht „[u]nter allen von der gegenwärtigen theoretischen Sprachwissenschaft, und ganz besonders von den verschiedenen Theorien zur synchronischen Sprachanalyse vergessenen Sprachwissenschaftlern“, vor allem Gabelentz hervor, der vielen „nicht als Vorläufer der gegenwärtigen Sprachwissenschaft bekannt“ sei.³⁰

Die Bedeutung des Georg von der Gabelentz wurde unter diesem Aspekt lange Zeit praktisch kaum erkannt. Auch die Saussure-Exegeten haben – wie Coseriu schreibt – „ihr Interesse im allgemeinen [sic!] nur auf die Interpretation, aber kaum auf die Herkunft der Saussureschen Ideen“ gerichtet und würden diesbezüglich „im übrigen [sic!] sehr zu der Auffassung neigen, der *Cours de linguistique générale* sei dem Hirn des

²⁹ Coseriu, Eugenio: *Georg von der Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*. In: Gabelentz, Georg von der: *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Mit einer Studie neu herausgegeben von Gunter Narr und Uwe Petersen. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 1984 (= 3. Auflage). (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 1)

[Im Folgenden abgekürzt: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*]
³⁰ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 3f

Genfer Meisters auf wunderbare Weise entsprungen, gleichsam wie Athene dem Haupte des Zeus“. Eugenio Coseriu vertritt demgegenüber die Meinung, „daß [sic!] Gabelentz in Wirklichkeit einen sehr bedeutsamen Einfluß [sic!] ausgeübt hat, insbesondere auf de Saussure, und daß er daher als einer der Mitbegründer der modernen synchronischen Sprachwissenschaft angesehen werden“ müsse.³¹

Mit einer Ausnahme wurde laut Coseriu „die enge Verwandtschaft, die zwischen den Ideen F. de Saussures und denen von Gabelentz besteht“, lange Zeit nicht bemerkt. Die Rede ist von der Unterscheidung *langue – parole*. Hier habe nach Coseriu zuerst L. Spitzer zögernd die Übereinstimmungen zwischen F. de Saussure und Georg von der Gabelentz festgestellt, welche später dann bei I. Iordan und S. Silva Neto expliziter thematisiert wurden. Hierauf brauchen wir jedoch nicht unbedingt genauer eingehen, da wir ohnehin noch sehen werden, wie sehr sich die Ausführungen von Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure in diesem Fall ähneln. Dass die Unterscheidung *langue – parole* bereits bei Gabelentz vorhanden ist, wird sich ebenso zeigen wie die Tatsache, dass er bereits „explizit Synchronie und Diachronie unterschieden hat“.³²

Wie Coseriu vollkommen richtig schreibt, ist die „grundlegende Unterscheidung bei Gabelentz“, von der dann auch „alles übrige [sic!] abhängt, insbesondere die Einteilung der sprachwissenschaftlichen Disziplinen“, jene zwischen *Rede*, *Einzelsprache* und *Sprachvermögen*. Wie bei Ferdinand de Saussure fasst der Sprachbegriff also auch bei Georg von der Gabelentz „ein Mehreres [sic!] in sich“:³³

Zunächst gilt die Sprache als Erscheinung, als jeweiliges Ausdrucksmittel für den jeweiligen Gedanken, d. h. als Rede. Zweitens gilt die Sprache als eine einheitliche Gesamtheit solcher Ausdrucksmittel für jeden beliebigen Gedanken. In diesem Sinne reden wir von der Sprache eines Volkes, einer Berufsklasse, eines Schriftstellers u.s.w. Sprache in diesem Sinne ist nicht sowohl die Gesamtheit [sic!] aller Reden des Volkes, der Classe [sic!] oder des Einzelnen, – als vielmehr die Gesamtheit derjenigen Fähigkeiten und Neigungen, welche die Form, derjenigen sachlichen Vorstellungen, welche den Stoff der Rede bestimmen. Endlich, drittens, nennt man die Sprache, ebenso wie das Recht und die Religion, ein Gemeingut der Menschen. Gemeint ist damit das Sprachvermögen, d. h. die allen Völkern innewohnende Gabe des Gedankenaustausches durch Sprache.³⁴

³¹ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 4

³² Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 4ff

³³ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 6

³⁴ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 3

Im Folgenden sollten wir uns (wie Coseriu³⁵) anschauen, wie Georg von der Gabelentz vor allem die beiden Begriffe *Rede* und *Einzelsprache* näher definiert. So schreibt dieser in der *Sprachwissenschaft* bezüglich der *Rede*, dass diese – wie wir ja bereits zuvor schon einmal hörten – „unmittelbar aus der Seele des Menschen“ fließe.³⁶ Des Weiteren gestatte die Sprache „der Rede gewisse Freiheiten“. So habe – Gabelentz weiter – der Redende „die Wahl, ob er den ihm vorschwebenden Gedanken in diese oder jene Form kleiden will“. Aber auch wenn er hier die Wahl habe, könne man dennoch kaum sagen, dass er gleichsam wähle, denn: „er greift eben blindlings [sic!] zu, er handhabt seine Muttersprache mit instinctiver [sic!] Sicherheit“. Er greife nach Gabelentz vielmehr dahin, „wohin ihn seine Geistesanlagen, seine Gewohnheit und seine augenblickliche Stimmung“ weisen, weshalb es also dreie Mächte seien, „die hier bestimmend wirken: zwei ständige: die Gewohnheit und die individuelle Anlage, und eine momentane: die jeweilige Stimmung“.³⁷

Die *Rede* ist – wie Georg von der Gabelentz schreibt – also „eine Äusserung [sic!] des einzelnen Menschen“, weshalb „die sie erzeugende Kraft“ zunächst dem Einzelnen angehöre. Da die *Rede* nun aber auch verstanden werden will, müsse laut Gabelentz „die Kraft, der sie entströmt, auch in dem Hörer“ wirken. Ebendiese Kraft, „ein Apparat von Stoffen und Formen“, ist für Gabelentz die *Einzelsprache*.³⁸ Er spricht in diesem Zusammenhang auch bereits von der „Sprachgemeinde“, zu der „alle Mitredenden“ gehören würden; d.h. auch „Todte [sic!]“, weil jedes Volk – so Gabelentz – überlieferte Sprichwörter, Lieder und Sagen habe, „die sich in gefestigter Form von Geschlechte zu Geschlechte vererben“. Wir „lesekundigen und leselustigen Völker“ stünden vor allem „überdies durch schriftliche Literaturen unter steter sprachlicher Einwirkungen unserer Altvordern“. In diesem Sinne ist für Georg von der Gabelentz „jede lebende Sprache in jedem Augenblicke etwas Ganzes“ und „[w]as nicht mehr in der Sprache lebt, gehört nicht mehr zu ihr, so wenig wie der ausgefallene Zahn oder das amputierte [sic!] Bein noch zum Menschen gehört“.³⁹

Wir sehen hier, dass es sich bei der Gabelentzschen Unterscheidung zwischen *Rede*, *Einzelsprache* und *Sprachvermögen* offensichtlich um die „manifestations du langage“ von Ferdinand de Saussure handelt, also um dessen berühmte Trichotomie *parole* –

³⁵ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 7

³⁶ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 9

³⁷ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 386

³⁸ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 59

³⁹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 8

langue – *langage*. Für Coseriu ist die „Übereinstimmung zwischen de Saussure und Gabelentz in dieser Hinsicht, und insbesondere was die *parole* und die *langue* betrifft“, so offenkundig, dass man sie eigentlich gar „nicht erst zu beweisen“ brauche. Dennoch stellt Coseriu im Folgenden die Ausführungen beider Sprachwissenschaftler im Detail gegenüber. Wo dieser de Saussure auf Französisch zitiert, werde ich – zum besseren Verständnis – direkt die deutsche Übersetzung (aus den *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*⁴⁰) wiedergeben.

Wie definiert Ferdinand de Saussure nun den Begriff der *parole* (bzw. des Sprechens)? Für ihn ist das Sprechen „ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz“, bei dem „1. Kombinationen, durch welche die sprechende Person den *code* der Sprache, in der Absicht, ihr persönliches Denken auszudrücken, zur Anwendung bringt“ und „2. der psycho-physische Mechanismus, der ihr gestattet, diese Kombinationen zu äußern“, zu unterscheiden seien. Noch prägnanter formuliert de Saussure: „Also ist beim Sprechen nichts kollektiv; die Auswirkungen sind individuell und momentan“.⁴¹

Betrachten wir neben dem Begriff der *parole* nun noch de Saussures Definition der *langue*, so offenbart sich – wie wir sehen werden – nach Coseriu „zwischen Gabelentz und de Saussure ein wesentlicher Unterschied in Hinsicht auf die Zweiheit von *Sprache* und *Rede*“. Denn – so Coseriu weiter – „weder die Rede noch die Sprache werden bei Gabelentz je durch die Opposition *Individuum* : *Gemeinschaft* (oder ‚Masse der Sprechenden‘) definiert, sondern immer nur durch die Opposition *Erscheinung* : *Kraft*, d.h. Verwirklichung : Technik“. In der Theorie Saussures spielt dieser soziale Aspekt jedoch eine zentrale Rolle:

Was aber ist Sprache? Für uns fließt sie keineswegs mit der menschlichen Rede zusammen; sie ist nur ein bestimmter, allerdings wesentlicher Teil davon. Sie ist zu gleicher Zeit ein soziales Produkt der Fähigkeit zu menschlicher Rede und ein Ineingreifen notwendiger Konventionen, welche die soziale Körperschaft getroffen hat, um die Ausübung dieser Fähigkeit durch die Individuen zu ermöglichen.⁴²

Wenn wir die Summe der Wortbilder, die allen Individuen aufgespeichert sind, umspannen könnten, dann hätten wir das soziale Band vor uns, das die Sprache ausmacht. Es ist ein Schatz,

⁴⁰ Saussure, Ferdinand de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hrsg. von Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Übersetzt von Herman Lommel. Berlin / New York: Walter de Gruyter, 2001 (= 3. Auflage / Mit einem Nachwort von Peter Ernst).

[Im Folgenden abgekürzt: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*]

⁴¹ Vgl. Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 16 & 23

⁴² Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 11

den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat, ein grammatikalisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert, oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem derselben vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse.⁴³

Indem man also – wie Ferdinand de Saussure schreibt – „die Sprache vom Sprechen scheidet, scheidet man zugleich: 1. das Soziale vom Individuellen; 2. das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen“.⁴⁴ Auch wenn – wie Coseriu schreibt – Gabelentz darauf hinweist, dass „die *Rede* eine Äußerung des Einzelnen“ ist, so dürfe der soziale Aspekt nicht im selben Maße zur Definition der Rede gerechnet werden wie bei de Saussure. Genauso verhält es sich nach Coseriu mit dem Begriff der (Einzel-)Sprache, bei der Georg von der Gabelentz zwar auf den „sozialen Charakter“ hinweise („Die Sprache ist ein Erzeugniss der Gesellschaft“ bzw. „Jede Sprache ist Gemeingut einer grösseren [sic!] oder kleineren Anzahl von Menschen, die wir vorläufig ein Volk nennen wollen, weil in der Regel die Sprachgemeinschaft und nationale Gemeinschaft zusammenfallen“⁴⁵), diesen aber wie bei der *Rede* nicht explizit „mit in die Definition einbezogen“ habe. Für Gabelentz – schreibt Coseriu – sei „die Sprache sozial nur aufgrund der Notwendigkeit der Kommunikation – weil die Reden verstanden werden soll –, und nicht an sich schon“. Ferdinand de Saussure dagegen macht hier aus seiner Unterscheidung im Sprachbegriff regelrecht einen *fait social* und versuche laut Eugenio Coseriu „mit aller Anstrengung, zwei wesentlich verschiedene Oppositionen miteinander zu kombinieren: Realisierung – System und Individuum – Gesellschaft (,collectivité‘)“. Aus diesem Grund also betone „er eben den individuellen Charakter der *parole*, wogegen die ,socialité‘ für ihn zur Definition der *langue* gehört, die mithin die ,soziale Seite‘ der Sprache“ ausmache.⁴⁶

Werfen wir nun – abschließend in diesem Punkt – noch einen Blick auf Ferdinand de Saussures Aufzählung der charakteristischen Merkmale der Sprache (d.h. der *langue*):

1. Sie ist ein genau umschriebenes Objekt in der Gesamtheit der verschieden gearteten Tatsachen der menschlichen Rede. [...] Sie ist der soziale Teil der menschlichen Rede und ist unabhängig vom Einzelnen, welcher für sich allein sie weder schaffen noch umgestalten kann; sie besteht nur Kraft einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern einer Sprachgemeinschaft. [...]

⁴³ Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 16

⁴⁴ Vgl. Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 16

⁴⁵ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 3 & 8

⁴⁶ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 8f

2. Die Sprache, vom Sprechen unterschieden, ist ein Objekt das man gesondert erforschen kann. Wir sprechen die toten Sprachen nicht mehr, aber wir können uns sehr wohl ihren sprachlichen Organismus aneignen. [...]
3. Während die menschliche Rede in sich verschiedenartig ist, ist die Sprache, wenn man sie so abgrenzt, ihrer Natur nach in sich gleichartig: sie bildet ein System von Zeichen in dem einzig die Verbindung von Sinn und Lautzeichen wesentlich ist und in dem die beiden Seiten des Zeichens gleichermaßen psychisch sind.
4. Die Sprache ist nicht weniger als das Sprechen ein Gegenstand konkreter Art, uns das ist günstig für die wissenschaftliche Betrachtung. Obwohl die sprachlichen Zeichen ihrem Wesen nach psychisch sind, so sind sie doch keine Abstraktionen; da die Assoziationen durch kollektive Übereinstimmungen anerkannt sind und ihre Gesamtheit die Sprache ausmacht, sind sie Realitäten, deren Sitz im Gehirn ist.⁴⁷

De Saussure kommt hier auf die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache zu sprechen. Genau in dieser Hinsicht sollen uns im Folgenden die Parallelen zwischen Gabelentz und de Saussure beschäftigen.

2.4. Sprachwissenschaft bei Gabelentz und de Saussure

Wie Eugenio Coseriu⁴⁸ wollen auch wir uns nun den auffallenden Übereinstimmungen in der sprachwissenschaftlichen Systematik bei Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure zuwenden. Wie ich bereits andeutete, begründet – wie auch Coseriu erklärt – die Unterscheidung der drei grundlegenden Formen der Sprache bei „Gabelentz auch die Existenz dreier verschiedener sprachwissenschaftlicher Disziplinen, die jeweils die *Rede*, die *Einzelsprache* und das *Sprachvermögen* zum Gegenstand haben“. Die *Rede* ist dabei der Gegenstand der *einzelnsprachlichen Forschung*. Gabelentz definiert diese auf folgende Weise:

Der Gegenstand der einzelnsprachlichen Forschung, die Erscheinung, die sie erklären will, ist, – dies sei nochmals hervorgehoben, – die Sprache als Äusserung [sic!], das heisst [sic!] die Rede. Wie kommt in der zu beschreibenden Einzelsprache die Rede zustande, und warum gestaltet sie sich gerade so? Eine Äusserung erklären, heisst die ihr zu Grunde liegenden Kräfte nachweisen. Die Rede ist eine Äusserung des einzelnen Menschen, die sie erzeugende Kraft gehört also zunächst dem Einzelnen an. Aber die Rede will verstanden sein, und sie kann nur verstanden werden, wenn die Kraft, der sie entströmt, auch in dem Hörer wirkt. Diese Kraft, – ein Apparat

⁴⁷ Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 17f

⁴⁸ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 9-20

von Stoffen und Formen, – ist eben die Einzelsprache. Sie richtig beschreiben, heisst ihre Äusserungen erklären. Mehr soll und will die einzelsprachliche Forschung als solche nicht.⁴⁹

Georg von der Gabelentz erwähnt unmittelbar danach auch bereits, dass es sich bei der *einzelsprachlichen Forschung* um eine „beschreibende Wissenschaft“ handelt. Dieser Aspekt der Deskription ist ein Grundmerkmal der strukturalistischen Sprachbetrachtung Ferdinand de Saussures.

Laut Gabelentz ist die Einzelsprache „ein Vermögen, das aus seinen Äusserungen [sic!] begriffen, in diesen nachgewiesen werden will“ und genau diese Aufgabe setze sich die *einzelsprachliche Forschung*, die „jenes Vermögen als ein sich im Wesentlichen gleichbleibendes [!] behandeln“ dürfe. Gabelentz meint in diesem Zusammenhang, dass beispielsweise die Sprache bzw. Redeweise Luthers „von denselben Kräften beherrscht, nach denselben Gesetzen bearbeitet“ worden sei, wie es bei unseren Zeitgenossen der Fall ist. Jenes Vermögen – so schreibt Gabelentz – „soll der Sprachforscher erkennen, beschreiben und aus ihm heraus soll er die Äusserungen [sic!] der Einzelsprache erklären“.⁵⁰ Wir können daher also hinsichtlich Gabelentz' Begriff der *einzelsprachlichen Forschung* die folgende Definition festhalten: „Die einzelsprachliche Forschung erklärt die Sprachäusserungen [sic!] aus dem jeweiligen Sprachvermögen und thut [sic!] sich genug, wenn sie dieses Vermögen, wie es derzeit in der Seele des Volkes ist oder war, in seinem inneren Zusammenhange systematisch begreift“.⁵¹

Kommen wir nun auf die zweite sprachwissenschaftliche Hauptdisziplin zu sprechen, die Georg von der Gabelentz als *genealogisch-historische Sprachforschung* bezeichnet. Für ihn ist jenes Vermögen, von dem gerade die Rede war, „ein gewordenes und immer weiter werdendes, sich veränderndes und verschiebendes“. Auch diesen Aspekt gilt es seiner Meinung nach zu erklären. Mit den Fragen „[D]urch welche Veränderungen ist die Sprache zu ihrem jeweiligen Zustande gelangt?“ und „[W]arum ist die Sprache gerade so geworden und nicht anders?“, auf die die „Einzelsprachforschung von ihrem Standpunkte aus und mit ihren Mitteln keine Antwort geben“ könne, stünde man nach Gabelentz „auf dem Gebiete der Sprachgeschichte“.⁵²

⁴⁹ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 59

⁵⁰ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 139

⁵¹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 140

⁵² Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 139

Georg von der Gabelentz ist die Unterscheidung dieser beiden sprachwissenschaftlichen Disziplinen offenbar ein zentrales Anliegen, da er die Aufgabenteilung zwischen beiden Forschungszweigen mehrfach anspricht. Hatte nämlich die *einzel sprachliche Forschung* die Aufgabe, das jeweilige Sprachvermögen, „wie es derzeit in der Seele des Volkes ist oder war, in seinem inneren Zusammenhange systematisch“ zu begreifen, habe nun die Sprachgeschichte bzw. die *historisch-genealogische Sprachforschung* nach Gabelentz zu erklären, „[w]ie und warum jenes Vermögen und dieses Gefühl so geworden“ sei. Der *historisch-genealogischen Sprachforschung* wiederum sei es laut Gabelentz jedoch nicht möglich, die unmittelbaren „Lebensäußerungen [sic!] der Sprache, die Rede“, zu begreifen, was nur vom einzel sprachlichen Standpunkt ginge.⁵³

Als dritte sprachwissenschaftliche Disziplin nennt Georg von der Gabelentz schließlich die *allgemeine Sprachwissenschaft*. Welche Aufgabe hat sie? Diese Wissenschaft habe – so schreibt Gabelentz – „das menschliche Sprachvermögen selbst zum Gegenstande“ und wolle „dies Vermögen begreifen“; und zwar „nicht nur in Rücksicht auf die geist-leiblichen Kräfte und Anlagen, aus denen es sich zusammensetzt, sondern auch, soweit dies erreichbar ist, dem ganzen Umfange seiner Entfaltungen“ nach.⁵⁴ Nach diesen Ausführungen können wir nun hinsichtlich der sprachwissenschaftlichen Systematik des Georg von der Gabelentz zusammenfassend festhalten, dass die sog. *einzel sprachliche Forschung* die Sprache als *Rede* zum Gegenstand hat, welche „aus dem nationalen Sprachvermögen erklärt werden“ müsse. Nach Gabelentz habe die *einzel sprachliche Forschung* keinesfalls „den Ursprung dieses Vermögens zu erklären“, denn dies sei „Sache der allgemeinen Sprachwissenschaft“. Ebenso habe sie des Weiteren „auch nicht dessen zeitliche Wandelungen [sic!] zu verfolgen“, weil dies in das Aufgabengebiet der Sprachgeschichte gehöre. Die *einzel sprachliche Forschung* soll laut Gabelentz jenes „Vermögen, wie es jeweilig ist, entdecken, beschreiben und bis in die letzten seiner Windungen hinein verfolgen“.⁵⁵ Ich hebe diese Erläuterungen zur *einzel sprachlichen Forschung* deshalb hervor, weil sie Georg von der Gabelentz als Mitbegründer der synchronen Sprachwissenschaft zeigen. Wie wir anhand der Ausführungen Ferdinand de Saussures gleich sehen werden, gibt es hier doch einige Übereinstimmungen, welche die Pionierrolle de Saussures ein wenig relativieren. In Bezug auf die Kongruenz der

⁵³ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 140

⁵⁴ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 302

⁵⁵ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 76

Sprachbegriffe mit der sprachwissenschaftlichen Systematik können wir jedenfalls bei Georg von der Gabelentz festhalten:

Halten wir uns an die drei Bedeutungen des Wortes Sprache, [...] so dürfen wir nunmehr sagen: Die einzelsprachliche Forschung erklärt die Rede aus dem Wesen der Einzelsprache. Die genealogisch historische Forschung erklärt die Einzelsprache, wie sie sich nach Raum und Zeit gespalten und gewandelt hat. Die allgemeine Sprachwissenschaft endlich will die vielen Sprachen als ebensoviele [sic!] Erscheinungsformen des einen gemein menschlichen Vermögens, und somit dieses Vermögen selbst erklären.⁵⁶

Wie Coseriu richtig anmerkt, ist die *einzelsprachliche Forschung* bei Gabelentz, der statt dem modernen Terminus den Begriff *gleichzeitig* gebraucht, „mit Notwendigkeit synchronisch, weil die Sprache eben auch nur synchronisch“ funktioniere.⁵⁷ So hörten wir ja bereits, dass für Gabelentz „die ganze Sprache in jedem Augenblicke lebt“. Was – wie Gabelentz erklärt – „nicht mehr in der Sprache lebt, gehört nicht mehr zu ihr, so wenig wie der ausgefallene Zahn oder das amputierte [sic!] Bein noch zum Menschen gehört“. Da „jede Sprache in jedem Augenblicke etwas Ganzes“ sei, könne sich die *einzelsprachliche Forschung* also auch in synchroner Perspektive mit ihr auseinander setzen. Gabelentz veranschaulicht die Wichtigkeit der synchronen Sprachbetrachtung, wenn er beispielsweise schreibt: „Nicht Ei, Raupe und Puppe erklären den Flug des Schmetterlings, sondern der Körper des Schmetterlings selbst“. Ebenso würden laut Gabelentz auch die früheren Phasen einer Sprache „nicht die lebendige Rede“ erklären, sondern „die jeweilig im Geiste des Volkes lebende Sprache selbst, mit anderen Worten der Sprachgeist“; und ebendieser ist für Georg von der Gabelentz auch „recht eigentlich das erste Object [sic!] der einzelsprachlichen Forschung“.⁵⁸

Da ich nunmehr also die sprachwissenschaftliche Systematik Georg von der Gabelentz' präsentiert habe und dabei vor allem den Unterschied zwischen der *einzelsprachlichen* und der *genealogisch-historischen Sprachforschung* deutlich gemacht habe, können wir uns nun Ferdinand de Saussure zuwenden und dessen Systematik einer *synchronen* und einer *diachronen* Sprachwissenschaft eingehender beleuchten. Auch wenn im *Cours de linguistique générale* zum Teil andere Termini Verwendung finden, so werden dennoch schnell die Parallelen zu Georg von der Gabelentz ersichtlich.

⁵⁶ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 12

⁵⁷ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 12

⁵⁸ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 8f

Wie Ferdinand de Saussure erklärt, falle einem beim Studium der Sprachtatsachen als erstes auf, dass „für den Sprechenden das Sichforterben [sic!] derselben in der Zeit nicht vorhanden“ sei und für ihn nur ein Zustand bestehe. Ein Sprachforscher, der diesen Zustand verstehen wolle, müsse – so de Saussure weiter – „die Entstehung ganz beiseite setzen und die Diachronie ignorieren“. Er könne nämlich „in das Bewußtsein [sic!] der Sprechenden nur eindringen, indem er von der Vergangenheit absieht“. Auch Saussure konstatiert in diesem Zusammenhang, dass die „Sprachwissenschaft seit ihrem Bestehen sich ganz und gar der Diachronie gewidmet“ habe. So verwende laut F. de Saussure v.a. die vergleichende Grammatik des Indogermanischen „die ihr zugänglichen Tatsachen, um in hypothetischer Weise den Typus einer ehemaligen Sprache zu rekonstruieren“ und wolle mittels der Vergleichung sozusagen die Vergangenheit wiederherstellen.⁵⁹

Die Notwendigkeit, neben der diachronen Sprachwissenschaft zusätzlich eine weitere zu etablieren, ergibt sich für Ferdinand de Saussure daraus, dass die Sprache ein *System* sei, „dessen Teile in ihrer synchronischen Wechselbeziehung betrachtet werden können und müssen“. Wie de Saussure expliziert, würden sich die Umgestaltungen „niemals am System als Ganzem“ vollziehen, „sondern an einem oder dem andern seiner Elemente“ und könnten auch „nur außerhalb desselben untersucht werden“. Allerdings hätte – de Saussure dann weiter – „jede Umgestaltung ihre Rückwirkung auf das System“. Das Anfangsereignis wirke dabei allerdings nur auf einen Punkt und habe letztlich „keine innere Beziehung zu den Folgen, die sich daraus für die Zusammenhänge ergeben können“. Diese „verschiedenartige Natur der aufeinanderfolgenden Glieder und der gleichzeitigen Glieder, der Einzelereignisse und der auf das System bezüglichen Tatsachen“, verbiete es laut Ferdinand de Saussure, „die einen und die andern zum Gegenstand einer einzigen Wissenschaft zu machen“.⁶⁰

Um dies zu veranschaulichen, bringt F. de Saussure dann eine Reihe von Vergleichen. Der berühmteste darunter ist ohne Zweifel die Partie Schach. Ein Zustand dieses Spiels entspreche laut de Saussure einem Zustand der Sprache, da nämlich der Wert einzelner Figuren „von ihrer jeweiligen Stellung auf dem Schachbrett“ abhängen, „ebenso wie in der Sprache jedes Glied seinen Wert durch sein Stellungsverhältnis zu den andern Gliedern“ habe. Auch ist das System nach de Saussure „immer nur ein augenblickliches“, weil sich die Stellungen ständig verändern würden. Außerdem – so heißt es im *Cours*

⁵⁹ Vgl. Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 96f

⁶⁰ Vgl. Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 103

dann weiter – hängen die Werte auch von einer Übereinkunft ab, mit anderen Worten: einer „Spielregel, welche vor Beginn der Partie besteht und nach jedem Zug bestehen bleibt“. „[F]ür den Übergang von einem Gleichgewichtszustand zum andern“ bzw. – in anderer Terminologie – „von einer Synchronie zur andern“ sei lediglich die Versetzung einer einzigen Figur notwendig. Laut Ferdinand de Saussure handelt es sich dabei genau um „das Gegenstück zum diachronischen Vorgang mit allen seinen Einzelheiten“, denn wie jeder Schachzug nur eine einzige Figur in Bewegung setze, „beziehen sich in der Sprache die Veränderungen nur auf isolierte Elemente“. Gleichwohl – so de Saussure – wirke sich der Zug letztlich auf das gesamte System aus, wobei jedoch der Spieler wie beim Sprachsystem „die Tragweite dieser Wirkung nicht im voraus genau überblicken“ könne. Das Versetzen einer Figur ist laut F. de Saussure ein Vorgang und sei eben als solcher schon vollkommen verschieden vom Gleichgewichtszustand. In diesem Sinne gehöre dann auch eine hervorgerufene Veränderung keinesfalls den beiden Zuständen an, zwischen denen sie sich vollzogen hat. Nach Ferdinand de Saussure zeigt sich dies ganz besonders gut an der Partie Schach, wo jede beliebige Stellung in analoger Weise die Besonderheit habe, dass „sie von den vorausgehenden Stellungen völlig losgelöst ist“ und es ebenso völlig gleichgültig sei, „ob man auf diesem oder jenem Wege zu ihr gelangt ist“. Derjenige – so heißt es bei de Saussure weiter –, „der die ganze Partie mit angesehen hat, hat nicht den leisesten Vorteil vor dem, der neugierig hinzukommt, um im kritischen Moment die Stellung zu überblicken“, denn „um diese Stellung zu beschreiben, ist es ganz unnütz zu berichten, was auch nur zehn Sekunden vorher sich abgespielt hat“. All das finde laut de Saussure „in genau gleicher Weise auf die Sprache Anwendung“ und bestätige letztendlich „den tiefgehenden Unterschied zwischen dem Diachronischen und dem Synchronischen“. Wogegen nämlich das Sprechen immer nur mit einem Sprachzustand operiere, hätten die Veränderungen, die zwischen all diesen Zuständen eintreten, an sich überhaupt keine Geltungen beim Sprechen. Laut Ferdinand de Saussure sei dieser Vergleich nur in einem einzigen Punkt unrichtig: Während der Schachspieler die Absicht habe, „eine Umstellung vorzunehmen und auf das System einzuwirken“, hätte „dagegen die Sprache nichts voraus überlegt“. Ihre Figuren (oder Glieder) würden demgegenüber vielmehr „ihre Stellung spontan und zufällig“ bzw. sich selbst verändern.⁶¹

⁶¹ Vgl. Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 105f

Mit diesen Überlegungen von Ferdinand de Saussure haben wir nun ein gutes Bild von seiner Unterscheidung zwischen *Synchronie* und *Diachronie* gewonnen. Wie Eugenio Coseriu anmerkt, lassen sich besonders im Hinblick auf die Prinzipien der synchronen (deskriptiven) Sprachwissenschaft, welche sie von der historischen Sprachwissenschaft unterscheiden, zahlreiche auffällige Übereinstimmungen feststellen.⁶² An dieser Stelle möchte ich abschließend zwei längere Textabschnitte einander gegenüberstellen:

Georg von der Gabelentz:

Die einzelsprachliche Forschung als solche hat die Sprache nur so, aber auch ganz so zu erklären, wie sie sich jeweilig im Volksgeiste darstellt. Zieht sie die Vorgeschichte, die Dialekte und stammverwandten Sprachen zu Rathe [sic!], so tritt sie auf das genealogisch-historische Gebiet über. Ich wiederhole es: sie muss dies thun, wo immer es möglich ist; aber sie darf nicht vergessen, dass zuweilen das Sprachbewusstsein eines Volkes alte Verbindungen löst, um neue anzuknüpfen, und dass diese neue Verbindungen fortan die allen rechtskräftigen, wirksamen sind. Darin liegt nun auch der besondere Reiz der einzelsprachlichen Forschung, dass sie es immer, auch in ihren scheinbar kleinlichsten Spezialuntersuchungen, mit einem lebendigen, durchgeistigten Ganzen zu thun hat. Die geschichtliche Sprachvergleichung beschäftigt sich ihrem Wesen nach mit mehreren solcher Ganzen auf einmal. Um sie zu vergleichen, muss sie sie zerpflücken, sich an die Theile halten und unter diesen wieder die fassbarsten bevorzugen, die nicht immer vorzugsweise die geistigen sind. Sie muss sich auch an die Sprachen einer einzigen Familie halten und dabei gegenwärtig sein, immer und überall denselben Gestalten und Charakteren, nur in verschiedenem lautlichen Gewande, vielleicht mit dem ein oder anderen absonderlichen Geräthe ausgerüstet zu begegnen. Dem Einzelsprachforscher dagegen steht die ganze bunte Sprachwelt offen [...]. [...] Unter den literaturlosen Sprachen unserer Erde giebt [sic!] es viele, die man isolirte [sic!] nennt, weil sie noch keiner bekannten Familie eingereiht sind, und manche von ihnen haben ein so begrenztes Verbreitungsgebiet, dass von eigentlicher dialektischer Spaltung nicht die Rede sein kann. [...] [Der Sprachforschung] ist somit jede Möglichkeit genealogisch-historischer Vergleichung von vorn herein abgeschnitten, sie ist einzelsprachlich im ausschliesslichsten [sic!] Sinne des Wortes. Vergleichend ist sie aber doch auch; es werden eben innerhalb der Einzelperiode einer Einzelsprache die Thatsachen untereinander verglichen, um zu ermitteln, aus welchen Stoffen und nach welchen Gesetzen sich die Rede aufbaut. Die Thatsachen, die sie vergleicht, sind eben gleichzeitig und gleichsprachlich, im Gegensatz zu jenen, mit denen es die historisch-genealogische Forschung zu thun hat, und die entweder zu verschiedenen Zeiten aufeinanderfolgen, oder gleichviel ob neben- oder nacheinander, an verschiedenen Orten auftreten. Aber die einzelsprachliche Forschungsart muss für ihren Zweck auch auf alle anderen Sprachen angewandt werden [...].⁶³

⁶² Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 13ff

⁶³ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 60f

Ferdinand de Saussure:

Der Gegensatz zwischen dem Diachronischen und dem Synchronischen zeigt sich auf Schritt und Tritt. Ich beginne gleich mit dem Punkt, der am deutlichsten in die Augen springt: beide sind nicht gleich wichtig. Es ist nämlich klar, daß [sic!] die synchronische Betrachtungsweise der andern übergeordnet ist, weil sie für die Masse der Sprechenden die wahre und einzige Realität ist [...]. Ebenso ist es für den Sprachforscher: vom Gesichtspunkt der Diachronie aus kann er nicht mehr die Sprache selbst wahrnehmen, sondern nur eine Reihe von Ereignissen, welche sie umgestalten. Es wird oft versichert, daß nichts so wichtig sei, als die Entstehung eines gegebenen Zustands zu kennen; das ist zwar in einem gewissen Sinn richtig: die Bedingungen, welche diesen Zustand gestaltet haben, klären uns über seine wahre Natur auf und warnen uns vor gewissen Irrtümern [...]; aber das beweist gerade, daß die Diachronie nicht ihren Zweck in sich selbst trägt. Sie führt auf sehr vieles, ja geradezu auf alles, wenn man nur nicht bei ihr stehen bleibt, sondern darüber hinausgeht. Die beiderseitigen Methoden sind gleichfalls verschieden, und zwar auf zweierlei Weise: a) Für die Synchronie gibt es nur einen Gesichtspunkt, nämlich den der Sprechenden selber; deren Zeugnisse zu sammeln, ist ihre einzige Methode; um zu wissen, in welchem Grade irgend etwas eine Realität ist, ist es nötig, zugleich hinreichend zu untersuchen, in welchem Grade es für das Bewußtsein der Individuen existiert. Die diachronische Sprachwissenschaft dagegen muß zwei Gesichtspunkte unterscheiden: ihr Verfahren ist daher ein doppeltes [= einfache Darstellung auf Quellenbasis und retrospektive Rekonstruktion] [...]. b) Ein zweiter Unterschied kommt davon, daß jede von beiden ein verschieden begrenztes Gebiet umfaßt. Die synchronische Untersuchung hat als Gegenstand nicht alles, was überhaupt gleichzeitig ist, sondern nur die Gesamtheit von Tatsachen, die jede einzelne Sprache ausmachen; die Abgrenzung wird nötigenfalls bis zu den Dialekten und Unterdialekten gehen. Im Grunde ist der Ausdruck Synchronie nicht scharf genug; er müßte durch den allerdings etwas langen Idiosynchronie ersetzt werden. Die diachronische Sprachwissenschaft dagegen erfordert eine solche Einschränkung nicht, sondern lehnt sie vielmehr ab; die Glieder die sie in Betracht zieht, gehören nicht notwendiger Weise einer und derselben Sprache an [...].⁶⁴

2.5. Auffallende terminologische Similaritäten

Freilich kann ich im Rahmen dieser Arbeit nicht gänzlich alle Parallelen bei Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure im Detail behandeln (und Parallelen lassen sich Tatsächlich in kleinen Details finden), weshalb wir uns im Folgenden vor allem auf die auffallenden terminologischen Similaritäten bei Georg von der Gabelentz und F. de Saussure konzentrieren wollen. Die vorangegangenen Ausführungen haben in diesem Zusammenhang ja bereits einige Übereinstimmungen gezeigt. Dies ist aber bei weitem

⁶⁴ Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 106f

noch nicht alles gewesen, wo sich zwischen Gabelentz und F. de Saussure begriffliche Ähnlichkeiten wiederfinden.

Wie Eugenio Coseriu anmerkt, entspricht beispielsweise Saussures Begriff *conscience collective* dem *Volksggeist* oder *(Sprach-)Bewusstsein eines Volkes* bei Gabelentz. Ein weiteres Beispiel wäre außerdem Ferdinand de Saussures Unterscheidung zwischen der *linguistique interne* und *linguistique externe*. Auch in diesem Zusammenhang lässt sich bei Gabelentz bereits die passende Entsprechung finden, welche bei diesem allerdings ausschließlich die Sprachgeschichte bzw. die historische Sprachwissenschaft betrifft.⁶⁵ Bei F. de Saussure handelt es sich demgegenüber um eine prinzipielle Aufteilung der Sprachwissenschaft in einen sog. „inneren“ und einen „äußeren Bezirk“. Zum äußeren Bezirk der Sprachwissenschaft gehören für F. de Saussure vor allem: „die Beziehungen, welche bestehen können zwischen der Geschichte einer Sprache und der Geschichte einer Rasse oder einer Kultur“; „die Beziehungen zwischen der Sprache und der politischen Geschichte“; „die Beziehungen der Sprache zu Einrichtungen aller Art, Kirchen, Schulen usw.“ und endlich „alles, was sich auf die geographische Ausbreitung der Sprache und auf die dialektische Zersplitterung bezieht“. Die „innere Sprachwissenschaft“ hingegen beschäftigt sich laut F. de Saussure mit der Sprache als *System*. Auch in diesem Zusammenhang bemüht de Saussure das Beispiel des Schachspiels, um den Unterschied zwischen diesen beiden Bezirken der Sprachwissenschaft zu verdeutlichen, da es hier verhältnismäßig leicht sei, zu unterscheiden, was äußerlich und innerlich ist. Die Tatsache – so Saussure –, „daß [sic!] es von Persien nach Europa gekommen ist, ist äußerlicher Art“, wohingegen „alles, was das System und die Spielregeln betrifft“, innerlich sei.⁶⁶ Bei Georg von der Gabelentz betrifft diese Dichotomie – wie bereits gesagt – ausschließlich die Sprachgeschichte, bei der er „zwischen äusserer [sic!] und innerer Sprachgeschichte“ unterscheidet. So sei nach Gabelentz die äußere Geschichte einer Sprache „die Geschichte ihrer räumlichen und zeitlichen Verbreitung, ihrer Verzweigungen und etwaigen Mischungen (Genealogie)“, wogegen die innere Sprachgeschichte zu erklären versuche, „wie sich die Sprache in Rücksicht auf Stoff und Form allmählich verändert hat“.⁶⁷

Nachdem ich jetzt bereits einige Parallelen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure aufgezeigt habe, stellt sich natürlich die Frage, inwieweit Gabelentz

⁶⁵ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 19

⁶⁶ Vgl. Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 24ff

⁶⁷ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 141f

nun tatsächlich Einfluss auf de Saussure gehabt hat. Die zahlreichen Parallelen lassen sich nicht so einfach von der Hand weisen. Für Eugenio Coseriu „scheint dieser Einfluß [sic!] aufgrund der großen Zahl und der Bedeutung aller Übereinstimmungen zwischen den beiden Autoren schon bewiesen und aller Zufall darin ausgeschlossen“. Aus seiner Sicht würde man bemerken, dass „hier nicht bloß ferne oder generische Ähnlichkeiten vorliegen, sondern ein fast vollkommenes Zusammentreffen, sowohl in Hinsicht auf die vertretenen Thesen, als auch auf die zu ihrer Stützung verwendeten Argumente“. Man könne sogar – E. Coseriu weiter – „ein kleines terminologisches Parallelwörterbuch für Gabelentz und Saussure zusammenstellen“, das die zahlreichen Parallelen in den Ausführungen beider Sprachwissenschaftler deutlich werden lässt.⁶⁸

<i>Rede</i>	<i>parole</i>
<i>Einzelssprache</i>	<i>langue</i>
<i>gleichzeitig</i>	<i>synchronique</i>
<i>gleichzeitig und gleichsprachlich</i>	<i>idiosynchronique</i>
<i>aufeinanderfolgende Thatsachen</i>	<i>termes successifs</i>
<i>Volksgeist [bzw.] Bewusstsein des Volkes</i>	<i>conscience collective</i>
<i>einzelssprachliche Forschung</i>	<i>linguistique synchronique</i>
<i>genealogisch-historische Sprachforschung</i>	<i>linguistique diachronique</i>
<i>innere Sprachgeschichte</i>	<i>linguistique interne</i>
<i>äussere Sprachgeschichte</i>	<i>linguistique externe</i>
<i>Wechselwirkung</i>	<i>solidarité</i>
<i>Spielraum</i>	<i>latitude</i> ⁶⁹

2.6. Unterschiede zwischen Cours & Sprachwissenschaft

Haben die bisherigen Ausführungen einige große Parallelen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure aufgezeigt, so kann man jedoch – wie Eugenio Coseriu richtig schreibt – „nicht einfach sagen, daß [sic!] de Saussure immer wieder mit Gabelentz übereinstimmt“. Wie wir an dieser Stelle feststellen müssen, gibt es zwischen F. de Saussures *Cours de linguistique générale* und der *Sprachwissenschaft* Gabelentz' auch Unterschiede, die den einen Sprachwissenschaftler dem jeweils anderen gegenüber gewissermaßen überlegen erscheinen lassen. Coseriu nennt in diesem Zusammenhang einige sehr wichtige Punkte, die man nicht unberücksichtigt lassen sollte.

⁶⁸ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 31

⁶⁹ Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 31

Wie Eugenio Coseriu richtig schreibt, ist de Saussure zunächst einmal insgesamt „sehr viel systematischer als Gabelentz“, der – so expliziert Coseriu weiter – zwar recht viele ausgezeichnete Ideen habe, „die auch zur Errichtung eines Systems ausreichen würden“, allerdings „findet man dieses System bei ihm sehr häufig nur flüchtig angedeutet“, denn oftmals spricht Gabelentz in der Tat einen wichtigen Grundsatz aus, der dann aber nicht mehr weiterentwickelt und systematisiert wird. Ebenso gelangt – wie Coseriu außerdem anmerkt – Gabelentz auch „nicht zu den Schlußfolgerungen [sic!], die de Saussure aus manchen gleichen oder fast gleichen Prämissen zieht“. Aber das ist noch nicht alles, was den *Cours* insgesamt ausgereifter wirken lässt. In diesem Zusammenhang ist laut E. Coseriu ein weiterer wesentlicher Aspekt auch, dass „de Saussure eine viel präzisere Terminologie“ gebraucht und die für sein System wichtigsten Begriffe fast immer entsprechend definiert, während Gabelentz sich demgegenüber darauf beschränke, „die schon von dem deutschen Sprachgebrauch unterschiedenen und anerkannten Begriffe zu verwenden“ und bisweilen auch verschiedene Begriffe synonym zu verwenden (z.B.: *Volksgeist* und *Bewusststein des Volkes* oder *Einzelsprache* und *nationales Sprachvermögen*). Vor allem aber fehle bei Gabelentz – so Coseriu weiter – „ein präzisier Begriff der Funktionalität und Opposition“; also vor allem das, was de Saussure im zweiten Teil des *Cours* („La linguistique synchronique“ bzw. „Synchronische Sprachwissenschaft“) zur Funktionsweise des Sprachsystems erläutert (dessen Glieder sich seiner Meinung nach gegenseitig bedingen) und wo sozusagen die „Gegenüberstellung“ der Einheiten dieses Systems näher expliziert wird. Ansätze hierzu finden sich zwar auch bei Georg von der Gabelentz, der sie allerdings nicht weiterentwickelt.⁷⁰

Auch wenn Georg von der Gabelentz in seiner *Sprachwissenschaft* also stellenweise nicht konsequent genug bei der Weiterentwicklung und Systematisierung seiner Thesen ist, so sind nach Coseriu die Ausführungen zu den „Beziehungen zwischen Sprache und Rede bei Gabelentz sehr viel klarer, kohärenter und fundierter dargestellt, eben weil er seine Unterscheidung nur auf die Opposition Realisierung – System gründet und weil er dabei nicht den soziologischen Begriff der Sprache einführt“; im Gegensatz zu F. de Saussure, bei dem dieser Begriff von sehr großer Bedeutung ist. Tatsächlich sind die Erläuterungen Gabelentz’ in diesem Punkt sehr klar; und zwar nicht nur, weil Gabelentz hier den soziologischen Aspekt ausspart, sondern vor allem auch deshalb, weil er sehr genau und umfassend auf die Dichotomie *Rede* – *Einzelsprache* eingeht. Für Eugenio

⁷⁰ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 24f

Coseriu erkennt Gabelentz auch viel „klarer als de Saussure, daß [sic!] die deskriptive Sprachwissenschaft in einem ganz gewissen Sinne die Rede zum Gegenstand hat – d.h. das Funktionieren der Sprache –, daß die Sprache sich aus der Rede ableitet und daß es eigentlich auch keinen Widerstreit von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft gibt, da letztere sich die Sprache zu erklären“ vornehme und nicht etwa die Rede. Man findet im *Cours* tatsächlich nicht so etwas wie eine Gegenstandsbestimmung, die etwa die *parole* dezidiert zum Gegenstand der *linguistique synchronique* macht. Außerdem konzidiert Gabelentz, mehr als F. de Saussure, sowohl der *einzel sprachlichen* als auch der *genealogisch-historischen Sprachforschung* aufgrund des klar getrennten Aufgabenbereiches eine Daseinsberechtigung, die keinesfalls vom Widerstreit geprägt ist. Bei F. de Saussure kommt in diesem Punkt dagegen wesentlich deutlicher zum Ausdruck, dass die synchrone Sprachwissenschaft der historischen übergeordnet ist und dass die beiden keinesfalls gleichwertig sind. Überhaupt ist auch für E. Coseriu „die Unterscheidung zwischen deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft bei Gabelentz sehr viel kohärenter als bei de Saussure“, da sie sich bei Gabelentz eben aus der grundlegenden Differenz von *Rede* und *Einzel sprache* ergibt, „so daß [sic!] die deskriptive Sprachwissenschaft mit Notwendigkeit synchronisch und ‚monosystematisch‘ zugleich sein muß“. ⁷¹

Man könnte natürlich noch weitere Punkte aufzählen, in denen sich die Unterschiede zwischen Ferdinand de Saussures *Cours de linguistique générale* und Georg von der Gabelentz' *Sprachwissenschaft* zeigen. Im Rahmen dieser Arbeit ist es allerdings gar nicht notwendig, so sehr ins Detail zu gehen. Viel wichtiger für unsere Zwecke ist, dass Gabelentz in mancherlei Hinsicht deutlich weiter geht als F. de Saussure. Wie Eugenio Coseriu zu Recht schreibt, kommt Georg von der Gabelentz mit seinen Ideen „einigen Entwicklungen in der neueren Sprachwissenschaft schon recht nahe“. ⁷² Ebendies sollen nun auch die folgenden Kapitel zeigen, in denen ich die Bedeutung des Georg von der Gabelentz für die synchrone Sprachwissenschaft anhand seiner Einflüsse im Bereich der Syntax, der Sprachtypologie und der Grammatik exemplarisch aufzeigen werde.

⁷¹ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 25

⁷² Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 27

2.7. Resümee

Was lässt sich nun nach den vorangegangenen Ausführungen abschließend hinsichtlich der deutlichen Parallelen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure festhalten? Für Coseriu jedenfalls scheint „ein Einfluß [sic!] von Gabelentz auf F. de Saussure ganz unbestreitbar vorzuliegen“ und es könne – so Coseriu weiter – auch nicht anders sein, „denn F. de Saussure war ein wohlinformierter Sprachwissenschaftler und konnte deshalb schon ein Werk über die allgemeine Sprachwissenschaft, von dem die zweite Auflage sozusagen in der Vorbereitungszeit für seine Vorlesungen erschienen war, nicht einfach übergehen“. Obwohl Gabelentz im *Cours* nicht namentlich erwähnt wird (wie übrigens viele andere Autoren auch, die wohl einen Einfluss auf de Saussure gehabt haben dürften), ist es aber nicht unwahrscheinlich, dass Saussure im mündlichen Vortrag den Namen Georg von der Gabelentz’ nannte bzw. sich gar auf ihn bezogen hat. Eugenio Coseriu stellt wohl jedenfalls nicht ganz zu Unrecht die Frage: „Sollten seine Überlegungen nun vielleicht durch die Lektüre des 1891 erschienenen Werkes von Gabelentz ausgelöst worden sein?“⁷³

Auch wenn man diese Frage mit einem *Ja* beantwortet, so wird man jedoch – wie E. Coseriu berechtigterweise anmerkt – „zugeben müssen, daß [sic!] Gabelentz’ Ideen bei de Saussure nicht unverändert bleiben“, denn was „bei Gabelentz oft nur Intuition war oder zuweilen auch nur Randbemerkung“, das wird dann „bei de Saussure expliziert formulierte These, als Teil eines Systems“. Darüber hinaus kombiniert de Saussure laut Coseriu auch einige Ideen Gabelentz’ mit den Thesen anderer Autoren, indem er – wie wir ja sehen konnten – zum Beispiel dessen Unterscheidung *Rede – Einzelsprache* mit den Ausführungen Durkheims zum „fait social“ verknüpft. Ferdinand de Saussure ist in seinen sprachwissenschaftlichen Betrachtungen ohne Zweifel durch die Lektüre einer ganzen Reihe von Autoren angeregt worden. Als Professor dürfte er sich – so Coseriu in seinen Überlegungen weiter –, wie es eben üblich ist, „auf seine Vorlesungen mithilfe bestimmter Bücher, darunter auch dessen von Gabelentz“, vorbereitet haben. Auch wenn die Spuren Gabelentz’ also in Saussures sprachwissenschaftlichen Ausführungen zweifellos erkennbar sind, so darf man aber auch den Einfluss anderer Autoren nicht außer Acht lassen.⁷⁴

⁷³ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 33f

⁷⁴ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 34

Man hat – wie Coseriu schreibt – F. de Saussure zu lange „ahistorisch gesehen, d. h. als Ausgangspunkt für eine neue Art der Sprachwissenschaft“ und „nicht als Endpunkt einer Tradition, d.h. in seinem Verhältnis zur vorhergehenden Sprachwissenschaft“. Wie Coseriu vollkommen richtig erklärt, ist es allerdings gerade wichtig, Ferdinand „de Saussure in seinen historischen Zusammenhang zu verweisen und die zufälligen Übereinstimmungen von dem zu sondern, was nun im Gegenteil die historische Kontinuität der Sprachwissenschaft ausmacht“. Neben dem Einfluss Whitneys, Durkheims und vieler anderer auf die Theorien F. de Saussures muss also auch Georg von der Gabelentz als bedeutender Ideengeber und somit Mitbegründer der synchronen Sprachwissenschaft in Betracht gezogen werden. F. de Saussures *Cours de linguistique générale* verdankt für E. Coseriu seinen Erfolg gerade aufgrund der Tatsache, dass er eben „eine klare, knappe und eindringlich formulierte Synthese darstellt“. Georg v. d. Gabelentz hingegen habe „gerade von der Sprachwissenschaft vergessen werden sollen, an deren Begründung er mitgewirkt hatte“.⁷⁵

Dass manche Ideen Gabelentz’ jedoch in weiterer Folge einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf verschiedene Bereiche der synchronen Sprachwissenschaft hatten, sollen die folgenden Kapitel zeigen. Abschließend möchte ich im Zusammenhang mit den Parallelen zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure noch ein kurzes Zitat aus dem Vorwort der *Sprachwissenschaft* liefern, das – wie ich finde – diesbezüglich recht gut Gabelentz’ Sicht auf die Wissenschaftsgeschichte widerspiegelt:

Mit Citaten [sic!] habe ich einigermaßen [sic!] gekargt. Erstens wollte ich den Umfang des Buches möglichst einschränken, und zweitens mochte ich keinen Anlass zu Prioritätsstreitigkeiten geben, gegen die ich eine gewisse Abneigung hege. In der Geschichte der Wissenschaft kommt es wohl vor, dass Einer so nebenher einen wichtigen, folgenreichen Gedanken ausspricht, den erst viel später ein Anderer ausbeutet. Und dieser Andere kann ebensogut [sic!] selbstständiger Entdecker, als von Jenem angeregt gewesen sein. Erschöpfende Belesenheit masse [sic!] ich mir nicht an, und sie ist bei dem Umfange unserer Literatur kaum zu verlangen. Manches, was ich für mein Eigenes halte, mag sich schon längst in den Werken anderer vorfinden; und wenn ich es wirklich zum ersten Male zu Papier gebracht habe, so kann, ohne dass ich es mich entsinne, mein verewigter Vater der Urheber gewesen sein.⁷⁶

⁷⁵ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 34f

⁷⁶ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. V

3. Gabelentz' Einflüsse im Bereich der Syntax

3.1. Vorbemerkung

In diesem dritten großen Kapitel sollen zentrale Einflüsse Georg von der Gabelentz' im Bereich der Syntax erörtert werden. Zu diesem Zweck wollen wir uns zunächst auf den Begriff der Syntax bei Gabelentz konzentrieren. Dabei wird sich vor allem zeigen, dass seine Überlegungen zur syntaktischen Struktur der Sprachen ihren Ausgangspunkt beim Chinesischen nehmen, wo die Syntax in der Grammatik eine ganz zentrale Rolle spielt. Im Anschluss daran soll dann eingehender Georg von der Gabelentz' Konzeption des *psychologischen Subjekts* und des *psychologischen Prädikats* vorgestellt werden. Nach diesen Erörterungen wird es notwendig sein, zunächst die grundlegenden Aspekte der *funktionalen* Grammatik im Allgemeinen und dann der Thema-Rhema-Gliederung bzw. der *funktionalen* Satzperspektive im Speziellen zu erläutern. Im Folgenden werde ich dann schließlich die Entwicklung der Gabelentzschen Konzeption des *psychologischen Subjekts* und *psychologischen Prädikats* zur sog. *funktionalen* Satzperspektive bzw. zur Thema-Rhema-Gliederung nachzeichnen. Die innovativen Einflüsse Gabelentz' werden sich damit auch im Bereich der Syntax deutlich zeigen.

3.2. Syntax bei Georg von der Gabelentz

Wir wollen uns zunächst einmal dem Begriff der Syntax bei Georg von der Gabelentz zuwenden. Gabelentz' „Blick über den indogermanischen Gartenzaun hinweg“, also die Kenntnis zahlreicher nichtindogermanischer Sprachen, hat – wie wir noch sehen werden – sowohl auf dem Gebiet der Sprachtypologie als auch im Bereich der Syntax zu fruchtbaren Erkenntnissen geführt. Gabelentz hatte sich bereits sehr früh Gedanken zum Begriff der Syntax gemacht und diese in weiterer Folge besonders im Zusammenhang mit seinen Arbeiten zur chinesischen Sprache dargelegt. Gerade was die Syntax betrifft, bewegte er sich also in ganz anderen sprachwissenschaftlichen Gefilden als viele seiner kontemporären Kollegen, denn für die Indogermanistik – so schreibt Brigitte Bartschat – „war Grammatik fast völlig identisch mit Phonetik und Morphologie“ und „der Syntax wurde nur sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt“. „Gabelentz dagegen fand z.B. im Chinesischen eine Sprache vor, in der die Syntax einen zentralen Platz einnimmt“ und somit ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass es seine syntaktischen

Untersuchungen der ostasiatischen Sprachen sind, von denen Gabelentz' grundlegende Überlegungen zur Syntax ausgehen.⁷⁷

Eine Sprache muss für Georg von der Gabelentz, um verständlich zu sein, Gesetze haben und die Gesamtheit dieser Gesetze bildet für ihn die Grammatik. Die Grammatik einer isolierenden Sprache müsse laut Gabelentz demnach fast ausschließlich die Syntax sein. Syntax ist für ihn jedoch nicht nur in Hinsicht auf das Chinesische von zentraler Bedeutung. Wie wir bereits sahen, ist Sprache für Gabelentz „gegliederter Ausdruck des Gedankens“ und da mit diesem gegliederten Ausdruck eine Verknüpfung von Begriffen einhergeht, ist der Satz für Gabelentz somit „in der Sprache die erste (einfache) Einheit, welche zugleich eine Ganzheit bildet“. Das Wort wirke „nur als Glied des Satzes“ und könne daher als solches „nur in seiner Beziehung zum Satzganzen begriffen werden“. Im Falle der chinesischen Grammatik habe man es nach Gabelentz, abgesehen von der Laut- und Schriftlehre, eben fast zur Gänze mit der Syntax zu tun.⁷⁸

Im einleitenden Teil seiner *Chinesischen Grammatik* kommt Georg von der Gabelentz auf die sogenannten „Grundgesetze des Sprachbaus“ zu sprechen. In diesem kurzen Abschnitt behandelt er die (aus seiner Sicht) wichtigsten Gesetze der Wortstellung. Seine wichtigsten Gesetze lassen sich hier *grosso modo* wie folgt zusammenfassen: 1.) Notwendige Bestandteile des Satzes sind Subjekt und Prädikat, wobei das Subjekt vor dem Prädikat steht; 2.) Das Objekt des Verbums steht hinter diesem; 3.) Ein Satzteil kann aus zwei oder mehreren einfach nebeneinandergestellten koordinierten Wörtern bestehen; 4.) Ein Wort, durch welches ein anderes näher bestimmt wird, steht vor diesem. Es ist überhaupt nicht notwendig, diese Gesetze im Detail komplett wiederzugeben, da Gabelentz selbst aufgefallen war, dass sie keinesfalls immer zutreffen, „dass Sprachen mit sonst starren Wortstellungsgesetzen diese Gesetze gelegentlich durchbrechen“. Diese Beobachtungen (die er seiner eigenen Aussage nach „beim Studium einiger Sprachen der indogermanischen, der finnotatarischen, indochinesischen, malaiisch-polynesischen Stämme und des Japanischen“ gemacht hatte) brachten Gabelentz auf die Idee eines *psychologischen Subjekts* und eines *psychologischen Prädikats*. Mit dieser Idee, welche

⁷⁷ Vgl. Bartschat, Brigitte: *Der Beitrag H. G. C. von der Gabelentz' zur Entwicklung der allgemeinen Sprachwissenschaft*. In: Hans Georg Conon von der Gabelentz. *Erbe und Verpflichtung*. Hrsg. von Eberhardt Richter und Manfred Reichardt. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, 1979. (Linguistische Studien: Reihe A, 53) S. 63 [Im Folgenden abgekürzt: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*]

⁷⁸ Vgl. *Erbe und Verpflichtung*, S. 18f

Georg von der Gabelentz bereits 1869 erstmals skizziert hat, wollen wir uns nun im Folgenden auseinandersetzen.⁷⁹

3.3. Psychologisches Subjekt & Prädikat

Nachdem ich im vorigen Punkt einige grundlegende Aspekte der Syntax bei Gabelentz angesprochen habe, soll in diesem Punkt nun seine Konzeption des *psychologischen Subjekts* und *psychologischen Prädikats* vorgestellt werden. Da Gabelentz – wie bereits erläutert – seine Überlegungen zur Syntax ganz besonders im Zusammenhang mit der chinesischen Sprache angestellt und präsentiert hat (aufgrund der zentralen Rolle, die sie in dieser Sprache hat), ist es natürlich auch nicht weiter verwunderlich, dass seine Idee des *psychologischen Subjekts* und des *psychologischen Prädikats* nicht nur in der *Sprachwissenschaft* Erwähnung findet, sondern beispielsweise auch 1887 in seinem kurzen Beitrag *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*⁸⁰ in der *Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft*.

Gabelentz stellt in diesem Beitrag unter dem Punkt *Grammatik und Psychologie*, das *psychologische Subjekt* zunächst fest, dass die Grammatik, wenn sie den Satz zum Gegenstand hat, „nach den Gründen der Wortstellungserscheinungen zu forschen habe“. Wie bereits im vorigen Punkt erwähnt, konstatiert Gabelentz, dass „Sprachen mit sonst starren Stellungsgesetzen“ die Wortstellungsgesetze bisweilen durchbrechen und die „übliche Wortfolge“ sozusagen verlassen. Diese Erscheinung sei ihm in allen möglichen Sprachen begegnet, mit denen er sich befasst habe. „Die Kraft, der sie ihren Ursprung verdankt“, müsse laut Gabelentz deswegen mächtig sein, weil sie eine der gewaltigsten Mächte überwinde – nämlich: die Gewohnheit. Da sich – wie Gabelentz schreibt – diese Kraft in allen Sprachen der verschiedensten Familien äußere, sei mithin anzunehmen, „daß [sic!] sie nicht in der Einzelsprache, sondern in dem zu suchen ist, was aller menschlichen Sprache zu Grunde liegt: in der menschlichen Seele“; d.h., es müsse „ein allgemein psychologisches Bedürfnis geben, das stärker ist als die träge Macht der Gewohnheit“. Ebendieses psychologische Bedürfnis äußere nun „seine Wirkung in der Wortstellung, mithin im Satzbau, mithin in der Grammatik“, weshalb – so schließt

⁷⁹ Vgl. *Erbe und Verpflichtung*, S. 20

⁸⁰ Gabelentz, Georg von der: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*. In: *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft*. Hrsg. von Techmer, Friedrich. Leipzig: Johann Ambrosius Barth, 1887 (= 3. Bd.). S. 93-109 [Im Folgenden abgekürzt: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*]

Gabelentz daraus – „diese Wirkung eine grammatische Erscheinung psychologischen Ursprungs“ sei.⁸¹ Hinsichtlich der sich dann daraus ergebenden ungewöhnlichen Wortstellungen erklärt Georg von der Gabelentz:

Darum habe ich jene ausnahmsweisen Stellungserscheinungen [sic!], wo sie sich mir boten, untersucht und glaube dabei folgendes Gesetz entdeckt zu haben: Die mitteilende Rede zerfällt in 1) den Gegenstand, von dem ich rede, und 2) das was ich davon aussage. Jenen Gegenstand nenne ich das psychologische Subjekt, jene Aussage das psychologische Prädikat, und das psychologische Subjekt steht zuerst, das psychologische Prädikat zu zweit. [...] Um dies zu veranschaulichen wähle ich die zwei Sätze: ‚Heute ist mein Geburtstag‘ und: ‚Mein Geburtstag ist heute.‘ Im ersten Falle rede ich von dem heutigen Tage und sage von ihm aus, daß [sic!] er mein Geburtstag ist. Im letzteren Satz rede ich von meinem Geburtstage und sage von ihm aus, daß er auf den heutigen Tag fällt. Ich glaube jeder nicht-deutsche Leser kann in seiner Muttersprache die gleiche Umstellung vornehmen und wird die gleiche Bedeutung dabei erkennen.⁸²

„Wenn das gefundene Gesetz in Sprachen mit fester Wortstellung gilt“, so müsse es nach Gabelentz „erst recht in Sprachen mit beweglicher Wortstellung gelten, und wenn es den zweigliedrigen Satz beherrscht, so wird es auch im mehrgliedrigen walten“. Die von dieser Prämisse ausgehenden Untersuchungen haben Georg von der Gabelentz nach eigener Aussage dann schließlich dahin geführt, das obige Gesetz noch folgendermaßen weiterzuentwickeln: „[J]edes folgende Satzglied verhält sich zu der Gesamtheit der vorhergehenden als psychologisches Prädikat zum psychologischen Subjekt; die Grenze zwischen beiden ist also eine sich ruckweise verschiebende“.⁸³ Gabelentz expliziert diesen Gedanken folgendermaßen:

Die Thatsache [sic!] erklärt sich leicht: im Bewußtsein [sic!] des Redners und des Zuhörers hat sich alles bisher Gesprochene und Vernommene zu einer Einheit zusammengeballt, die immer reicher an Merkmalen (Prädikaten) wurde, und der nun ein neues Prädikat zugefügt wird; dies wird nun ein neuer Bestandteil der Gesamtvorstellung. Also des psychologischen Subjekts, weitem Prädikaten gegenüber. Versetzen wir uns in die Lage des Redenden. Der Gedanke steht plötzlich vor seiner Seele, wie ein Bild, vor das er sich gestellt sieht. Dies Bild beschreiben, diesen Gedanken durch Sprache darstellen, heißt reden. Nun sei es dasselbe Bild, vor das nacheinander mehrere geführt werden. Wir wollen die Hauptglieder ihrer Reden abteilen: Der eine sagt: Gewittersturm || auf der See || ein sinkendes Schiff || nahe der felsigen Küste. Der zweite sagt: Küstenlandschaft || stürmische See || schwarze Gewitterwolken; || nahe der Küste ||

⁸¹ Vgl. Gabelentz: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*, S. 102f

⁸² Gabelentz: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*, S. 103f

⁸³ Vgl. Gabelentz: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*, S. 104

ein sinkendes Schiff. Der dritte fängt beim Schiffbruche an usw. So hat hier jeder Redner das an die Spitze gestellt, was ihm der Gegenstand des Bildes, sozusagen dessen Aufschrift schien.⁸⁴

Die „Auf- und Überschriften pflege“ pflege man – so Gabelentz – also mit Nachdruck zu unterstreichen bzw. betonen. Den etwaigen Einwand, sein *psychologisches Subjekt* sei „nichts anderes, als das nachdrücklich betonte Satzglied“, weist Gabelentz zurück, denn erstens könne „der Nachdruck auf jedem Satzgliede ruhen, gleichviel welche Stelle dasselbe einnehme, weshalb also folglich „die Stellung vom Nachdrucke und der Nachdruck von der Stellung unabhängig“ sei; und zweitens – so Gabelentz weiter – lege „man nicht darum Nachdruck auf ein Satzglied, weil es Gegenstand der Rede ist“, denn bei einer unterschiedlichen Wortbetonung in einem Satz werde man merken, „daß [sic!] diese Betonung genau dieselbe Wirkung hat unabhängig von der Wortstellung“.⁸⁵

In seiner *Sprachwissenschaft* geht Georg von der Gabelentz bei der Erörterung des *psychologischen Subjekts* und des *psychologischen Prädikats* bis zu den (aus seiner Sicht) frühesten sprachlichen Äußerungen der Menschen zurück, denn um den „Erscheinungen der Wortfolge bis auf ihren letzten Grund nachgehen“ zu können, müsse man „die Sprache da aufsuchen, wo ihr das ausschließliche Merkmal der Gliederung noch fehlt: auf ihren vorsynthetischen Standpunkte, d.h. da wo sie noch ihre Arbeit in vereinzelter Stimmäusserungen [sic!]“ leiste. Der Anfang bzw. „Vorläufer der menschlichen Rede“ (also die Sprache des Urmenschen) gleiche nach Gabelentz auch der frühen Rede des Kindes. „Was auf diese Weise ausgedrückt werden kann“, sei nicht viel, entspreche aber den bescheidenen Zwecken. Im Falle des Urmenschen waren die Lebensbedingungen wohl „noch so einfach, dass man auf das Verständniss [sic!] der Hörer rechnen durfte“, denn – so Gabelentz dann weiter – „[p]resste der Schmerz, die Angst, das Erstaunen, die Freude einen Schrei aus, so war dieser an sich ausdrucksvoll genug“ und das gleiche habe auch für „Rufe, Befehle, Ausdrücke der Zustimmung oder Ablehnung, Deutelaute, Namen für die nächststehenden Personen und die nächstliegenden Bedürfnisse“ gegolten.⁸⁶

Georg von der Gabelentz gibt im Weiteren einige Beispiele, die zeigen sollen, „dass überall da, wo die Rede sich mit blossen [sic!] logischen Satztheilen [sic!] begnügt, das ihr Fehlende anderwärts her [sic!] gegeben ist, sei es durch die Worte des Gesprächsge-

⁸⁴ Gabelentz: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*, S. 104

⁸⁵ Vgl. Gabelentz: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*, S. 104f

⁸⁶ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 365f

nossen, sei es durch die sonstige gemeinsame oder gegenseitige Lebenslage der beiden Redenden“. Während nämlich beispielsweise Empfindungslaute eine erste Person als Subjekt implizieren würden („Au! = ich leide Schmerz“), sei die zweite Person das Subjekt der Befehle („He! = Komm her! St! = Sei still! u.s.w.“). Weitere Beispiele von Gabelentz: In einem Pferderennen richten sich die Blicke auf ein Pferd, das sich an die Spitze setzt, und man ruft „Der Blaue!“ und „Die Fuchsstute!“, wobei einer auf den Reiter und der andere auf das Pferd deute. Dennoch – erklärt Gabelentz – meinen beide „dasselbe, und Jeder versteht sie“. So melde auch der Diener „ebenso kurz: ‚Herr N. N.‘ und die Herrschaft versteht, dass der Genannte draussen [sic!] ist und seinen Besuch machen will“. Der gewöhnlichste Fall aber sei laut Gabelentz jener der Antwort und des fortgesetzten Gespräches: „Wer ist das? – N. N. – Und der Andere? – X. – Woher? – Aus A. – Was machen Sie hier? – Sie sehen sich um. – Um sich niederzulassen? – Vielleicht“. „Je enger [...] die Beziehungen zwischen den Menschen sind, je gemeinsamer und beschränkter ihr geistiger Gesichtskreis“ sei, „je deutlicher sich den Umständen nach ihr gemeinschaftliches Interesse“ ergebe, desto sicherer – schließt Gabelentz daraus – „wird jene halbe elliptische Rede ihren Zweck erfüllen“; und „[d]urch lebhaftes Mienen und Gesten ergänzt, mochte sie lange Zeit hindurch den einfachen Bedürfnissen der Urmenschen genügen“.⁸⁷

Wie Gabelentz weiter erklärt, geschah es „zuweilen, dass Einer mehrere solcher einwortigen Äusserungen [sic!] nacheinander that [sic!]“, welche logisch ebensowenig [sic!] zusammenhängen, wie grammatisch“ (an A: „Komm!“, an B: „Geh!“ und an C: „Ein Eber! ... Ein Wolf!“). Aber es kam auch (und kommt immer noch) laut Gabelentz vor, „dass solche grammatisch isolierte [sic!], also eigentlich ungrammatische Rufe durch ein logisches Band miteinander verknüpft sind“. In diesem Fall seien die Rufe – so erklärt Gabelentz – sprachlich noch unverbunden, weil in der Seele des Rufenden „jeder Ruf Erzeugniss [sic!] eines besonderen Impulses“ sei. Da diese Impulse nun aber ursächlich unter sich zusammenhängen, würden sich nach Gabelentz die einzelnen Rufe „in der Seele des Rufers wie des Hörers zu einer höheren Einheit“ gestalten, die nicht mehr einseitig sei (zum Beispiel: „A. sieht in der Ferne Rehe, weist hin und flüstert: ‚Dort!‘ B. scheint nicht zu merken, um was es sich handelt, und nun fügt A. hinzu: ‚Rehe!‘“). So würden sich laut Gabelentz schließlich „in der Seele des Hörers die Einzelvorstellungen

⁸⁷ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 366f

zu einem Gesamtbilde [sic!]“ zusammenballen (in der entsprechenden Reihenfolge, in der sie empfangen wurden).⁸⁸

Warum nun aber jene sprachgeschichtliche Retrospektion Gabelentz'? Tatsächlich sieht er in dieser „Vorstufe der gegliederten, das heisst [sic!] der eigentlich menschlichen Rede“, die „Vorstufe der Syntax“. In den folgenden Ausführungen erläutert Gabelentz dann, wodurch sich unsere sprachlich-syntaktische Gliederung von dieser frühen Form der Syntax unterscheidet. Der Schritt zur sprachlich-syntaktischen Gliederung hin war seiner Meinung nach „anscheinend verschwindend klein, und doch geradezu entscheidend“. Laut Gabelentz liege das Entscheidende hier „wesentlich im inneren, seelischen Thatbestande [sic!]“, denn – so expliziert Gabelentz – „[w]aren früher die Bestandtheile der Gesamt-Vorstellungen [sic!] ruckweise, auf ruckweise sich einfindende Antriebe in Rufen hervorgebrochen: so zerlege nunmehr der Geist vom Beginn der Rede an den ihm vorschwebenden Gedanken in seine Theile, um ihn aus jenen Theilen in fortlaufender Rede vor dem Hörer [schließlich] wieder aufzubauen“. Zunächst – Gabelentz weiter – blieb diese Art des inneren Zusammenhanges zwischen den Redegliedern unbestimmt wie heute bei der Sprache der Kleinkinder, wo beispielsweise „Papa Hut“ sowohl „Des Vaters Hut“ als auch „Der Vater hat den Hut aufgesetzt“ bedeuten könne. Dagegen würden wir laut Gabelentz nun aber „mit unserer gebildeten Sprache und mit unserm geschulten Denken [...] scharf zwischen den unterschiedlichen“ Auffassungen derselben Gesamtvorstellung“ unterscheiden. Ein und dasselbe „Bild“ lasse sich also sozusagen auf verschiedene Weise in Sätzen perspektivieren: „Der Fuchs fängt den Hasen“ oder „Der Hase wird vom Fuchs gefangen“.⁸⁹

So macht Georg von der Gabelentz also in seiner psychologischen Betrachtungsweise die Möglichkeit der unterschiedlichen Wortstellung eines Satzes in gewisser Weise zu einem charakteristischen Merkmal der sprachlich-syntaktischen Gliederung. Wodurch wird die Wortstellung nun aber determiniert? Gabelentz erklärt in diesem Zusammenhang zunächst:

Die Untersuchung wird erleichtert, wenn wir uns zunächst in die Seele des Hörenden versetzen. Die empfängt mit dem ersten Worte, das sie vernimmt, eine Vorstellung *a*. Sie fragt erwartungsvoll: Was ist mit *a*? Da wird ihr *b* gegeben. Nun summirt [sic!] sie *a* und *b* zu einer Einheit (*a* + *b*) und fragt weiter: Was ist (*a* + *b*)? Als Antwort empfängt sie die neue Vorstellung *c*. Der Satz

⁸⁸ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 367f

⁸⁹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 368

laute: „Hase Fuchs fangen“, so sagt ihr das erste Wort, dass sie sich einen Hasen vorzustellen habe. Das zweite Wort zeigt ihr an, dass der Hase in irgendwelche Beziehung zum Fuchs getreten sei. Und das dritte Wort erklärt ihr die Art dieser Beziehung. Dass der Hase dabei der leidende Theil [sic!] ist, ergiebt [sic!] sich derweile [sic!] nur aus der Natur der Sache. Ganz dasselbe geht in uns vor, wenn wir dem lallenden Redeversuche eines Kindes lauschen: von Wort zu Wort ballt sich das Gehörte zu einer Einheit zusammen, und sollen wir unsere Erwartung in Form einer Frage ausdrücken, so lautet die: „Was ist damit?“ Und wenn das Kind den Faden verloren hat und innehält, so fragen wir es auch: „Was ist damit.“ Das heisst [sic!]: Das Gehörte verhält sich zu dem weiter Erwarteten, wie ein Subject zu seinem Prädicate [sic!].⁹⁰

Dieser „seelische Hergang“ verläuft laut Gabelentz bei Redendem und Hörendem parallel, denn indem der eine redet, verlange er zugleich, „dass der Andere ihm nachdenke, was und wie er ihm vordenkt“, und leite damit „des Anderen Denken auf eine gewisse Vorstellung und dann weiter und immer weiter, immer neue [...] Erwartungen erweckend“. An dieser Stelle spricht Georg von der Gabelentz von einer „natürlichen Sympathie“ zwischen dem ICH und dem DU. Nach Gabelentz halte der Redner die Teile der gedanklichen Vorstellung in Händen, um sie nachschaffend aufzubauen. Nach welchem Prinzip werden diese Teile nun aber geordnet? Wie Gabelentz meint, werde offenbar erst dasjenige genannt, worüber der Sprecher nachdenke bzw. was sein *psychologisches Subjekt* anrege, und dann das, was er darüber denke, also sein *psychologisches Prädikat*.⁹¹

Wie wir in diesem Zusammenhang bereits hörten, ist für Gabelentz die Wortstellung der meisten Sprachen „einigermassen [sic!] gebunden“ und der Gedanke wandere „gewohnheitsmässig auf einer vorgezeichneten Marschroute“. Zuweilen jedoch – so die Beobachtungen Gabelentz' – verlasse er aber auch die gewohnten Strukturen und bewaise „eben dadurch, dass eine andere seelische Macht zeitweilig die Allgewalt der Gewohnheit“ überwinde. Dieses „seelische Bedürfniss [sic!]“ entfalte sich laut Gabelentz am klarsten in der mitteilenden Rede, wo die Antwort abhängig von der Frage ist und die Fortsetzung der jeweiligen Rede unter dem Einfluss des Vorangegangenen stehe.⁹² In der sprachlichen Strukturierung geht es damit für Gabelentz also nicht mehr nur um die übliche Trennung in ein grammatisches Subjekt und Prädikat, sondern „um eine Zuordnung nach der kommunikativen Relevanz“. Der Sprecher stellt sich sozusagen fortwährend auf den Hörer ein und signalisiert ihm durch die entsprechende Wortstellung, an

⁹⁰ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 369

⁹¹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 369f

⁹² Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 370

welche bekannten Sachverhalte er anschließen und welche neuen Informationen er liefern will. Ein weiteres Beispiel von Gabelentz sind auch die beiden Sätze „Napoleon wurde bei Leipzig geschlagen“ und „Bei Leipzig wurde Napoleon geschlagen“. Während im ersten Fall der Redende von Napoleon (= *psychologisches Subjekt*) spricht und über ihn aussagt, dass er bei Leipzig geschlagen wurde (= *psychologisches Prädikat*), ist es im zweiten Satz umgekehrt; dort wird zwar das Gleiche ausgesagt, aber, indem nun von der Gegend bei Leipzig (= *psychologisches Subjekt*) die Rede ist, über welche mitgeteilt wird, dass Napoleon dort geschlagen wurde (= *psychologisches Prädikat*), anders perspektiviert.⁹³

Diese psychologischen Subjekts- und Prädikatsverhältnisse sind für Gabelentz also bei der Satzgliedstellung ein entscheidender Faktor, der im Bereich der Syntax nicht vernachlässigt werden dürfe. Damit geht Gabelentz deutlich über die formalgrammatische Deskription der Satzstrukturen mittels rein grammatischer Kategorien hinaus und zeigt für den Bereich der Syntax pragmatische und semantische Aspekte auf, die bei der Untersuchung der Wort- bzw. Satzgliedstellung zu berücksichtigen sind. Auch wenn seine Ausführungen bisweilen ein wenig abschweifend und nicht ganz kohärent anmuten – eine Kritik, die nicht selten zu lesen ist –, so ändert dies nichts an der Tatsache, dass Gabelentz in diesem Zusammenhang bereits *in nuce* einige Argumente antizipiert, die sich später in der *funktionalen* Grammatik wiederfinden lassen. Seine Konzeption des *psychologischen Subjekts* und des *psychologischen Prädikats* wurde – wie wir noch hören werden – im Laufe der Zeit von einigen Sprachwissenschaftlern aufgegriffen und weiterentwickelt. Sie begegnet uns heute – sozusagen terminologisch neu eingekleidet – auf dem Gebiet der *funktionalen* Grammatik unter dem Begriff der sog. *Thema-Rhema-Gliederung* bzw. der *funktionalen* Satzperspektive. Worum es in diesem Deskriptionsmodell für syntaktische Strukturen (aus heutiger Sicht) genau geht und wo Georg von der Gabelentz' Einfluss wiederzuerkennen ist, soll uns im Folgenden beschäftigen.

3.4. Zur *funktionalen* Grammatik

Bevor wir uns näher mit der *Thema-Rhema-Gliederung* und ihrem Zusammenhang mit der Konzeption Georg von der Gabelentz' des *psychologischen Subjekts* und *Prädikats*

⁹³ Vgl. Bartschat: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 64

beschäftigen können, müssen nun im Hinblick auf die weiteren Ausführungen dieses Kapitels zunächst einmal die grundlegenden Aspekte der *funktionalen* Grammatik erörtert werden. Die Fragen lauten demnach vorerst: Was ist die *funktionale* Grammatik und worin liegen ihre grundsätzlichen Überlegungen?

Werfen wir zur Beantwortung dieser grundlegenden Fragen einen kurzen Blick in das Einführungswerk zur Syntax von Christa Dürscheid⁹⁴. Die *funktionale* Grammatik – so heißt es darin – ist ein Forschungsansatz, „der sich mit dem Zusammenhang zwischen syntaktischer Struktur und kommunikativen Eigenschaften befasst“. Ausgangspunkt ist dabei – wie Dürscheid weiter erklärt – die „Annahme, dass es syntaktische Strukturen gibt, die nur dann erklärbar sind, wenn sie auf zugrunde liegende kommunikative Prinzipien zurückgeführt werden“ können. Da es sich bei der sog. *funktionalen* Grammatik nicht um eine konsistente linguistische Schule bzw. Theorie handelt, sondern viel eher um eine Reihe verschiedener Ansätze, „in den versucht wird, formbezogene Analysen mit funktional-pragmatischen Aspekten zu verbinden“, werden verschiedene Theorien unter dieser Bezeichnung subsumiert. Dazu zählen hauptsächlich „die niederländische, von Simon Dik begründete ‚Functional Grammar‘, die eben diesen Namen trägt, die ‚Scenes-and-frames-Semantik‘ von Charles Fillmore, der amerikanische Funktionalismus und die ‚Prager Schule‘, die mit ihren Arbeiten in den 20er Jahren die funktionale Grammatik begründete“.⁹⁵

Was jedoch alle *funktional* ausgerichteten Ansätze gemeinsam haben, sei laut Christa Dürscheid, „dass versucht wird, die Akzeptabilität syntaktischer Strukturen aus dem Zusammenspiel von syntaktischen **und** nicht-syntaktischen Faktoren zu erklären“. Im Gegensatz dazu wird von der *generativen* Grammatik die Autonomiethese vertreten, welche, unabhängig von funktional-pragmatischen Aspekten, syntaktische Strukturen gänzlich durch zugrunde liegende Prinzipien erklärt wissen will. Ein einfaches Beispiel, das Christa Dürscheid zitiert, verdeutlicht den Unterschied beider Erklärungsansätze. Man betrachte die folgenden beiden Sätze: 1.) „Die Post ist neben der Sparkasse“ und 2.) „Die Sparkasse ist neben der Post.“ Hier findet – wie man klar sehen kann – ein Perspektivenwechsel statt, der mit der Besetzung der Subjektposition zusammenhängt (im ersten Satz wird die räumliche Beziehung zwischen beiden Gebäuden von der Post aus betrachtet und im zweiten von der Sparkasse aus). In einer rein strukturorientierten

⁹⁴ Dürscheid, Christa: *Syntax. Grundlagen und Theorien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000. (Studienbücher zur Linguistik, Bd. 3) [Im Folgenden abgekürzt: *Syntax*]

⁹⁵ Vgl. Dürscheid: *Syntax*, S. 163

Analyse würde – so Dürscheid – die Frage gar nicht gestellt werden, warum hier jeweils eine andere Konstituente im Subjekt steht; die „Frage, welche Intentionen der Sprecher mit dieser Äußerung verbindet und inwieweit der Satz kommunikativ angemessen ist, bliebe ausgeklammert“, weil genau die „Faktoren, die den Sprecher dazu veranlassen, die eine oder die andere Konstruktion zu wählen“, bei einem solchen Ansatz außerhalb des Untersuchungsrahmens liegen. Dieser will die syntaktischen Strukturen eben – wie wir bereits hörten – rein auf Basis der zugrunde liegenden syntaktischen Prinzipien erklären und bezieht die kommunikativ-funktionale Ebene nicht mit in die Überlegungen ein. Dabei kann man sich zum Beispiel auf die Stellung des finiten Verbs beziehen, das ja zu einem nicht unwesentlichen Grade die syntaktische Struktur des Satzes determiniert. Es lassen sich natürlich auch leicht Beispiele finden, die sich mit Hilfe eines solchen Ansatzes erklären lassen, aber auf der anderen Seite dem funktionsorientierten Grammatiker große Probleme bereiten.⁹⁶

Der Unterschied zwischen *funktionaler* und *generativer* Grammatik ist daher folgender: „Die generative Grammatik versucht, syntaktische Strukturen aus zugrunde liegenden allgemeinen und universellen syntaktischen Prinzipien (also autonom) zu erklären“, während dagegen die „funktionale Grammatik versucht, syntaktische Strukturen aus zugrunde liegenden allgemeinen und universellen Prinzipien der Kommunikation und der Kognition zu erklären“.⁹⁷ Wir müssen die Kontroverse zwischen diesen beiden Erklärungsansätzen im Rahmen dieser Arbeit nicht bis ins Detail behandeln. Für unsere Zwecke war es wichtiger, *grosso modo* die *funktionale* Grammatik zu beschreiben und (als Beispiel) den wesentlichen Unterschied zur *generativen* Grammatik aufzuzeigen. Wie auch noch angemerkt werden sollte, ist die *funktionale* Grammatik ein ziemlich junger Ansatz. „Die Erklärung bzw. Beschreibung von formalgrammatischen Strukturen aus sich selbst heraus unter Absehung von der Semantik/Pragmatik“ ist – wie Klaus Welke erläutert – „so alt wie die Grammatiktheorie selbst“. „Die Erklärung solcher Strukturen aus zugrunde liegenden Prinzipien der Kognition und der Kommunikation“ ist laut Welke „demgegenüber etwas, was es neben der Hauptrichtung [aber] auch noch gegeben“ hat. Bis ins 19. Jahrhundert ist dies vor allem der kognitive Bezug, während der stärker kommunikative Bezug (der mit der Theorie der Thema-Rhema-Gliederung verbunden ist) für Welke „auf psychologisierende Betrachtungsweisen am Ende des 19.

⁹⁶ Vgl. Dürscheid: *Syntax*, S. 163ff

⁹⁷ Vgl. Welke, Klaus: *Funktionale Satzperspektive. Ansätze und Probleme der funktionalen Grammatik*. Münster: Nodus Publikationen, 1992. S. 11 [Im Folgenden abgekürzt: *Funktionale Satzperspektive*]

Jahrhunderts“ durch Georg von der Gabelentz (und auch Hermann Paul, der sich auf Gabelentz bezieht) zurückgehe.⁹⁸

3.5. Die Thema-Rhema-Gliederung

In Christa Dürscheids Einführungswerk zur Syntax werden die Arbeiten der Prager Schule (der 1926 von Vilém Mathesius mitbegründete Linguistenkreis) als Ausgangspunkt der Thema-Rhema-Diskussion genannt. Auch wenn – so Dürscheid weiter – die Prager Schule dem Strukturalismus Ferdinand de Saussures verpflichtet sei, so bestehe der wesentliche Unterschied aber darin, dass die Sprache „von den Pragern nicht primär strukturbezogen, sondern als ein Kommunikationsmittel betrachtet“ werde, „das nur dann vollständig beschrieben ist, wenn sowohl die Struktur als auch die kommunikative Funktion der Äußerungen in Betracht gezogen“ wird. Es sollen also nicht nur lediglich syntaktische Unterschiede beschrieben werden, sondern auch die Informationsgliederung des Satzes bzw. der Äußerung, die sich aus der kommunikativen Funktion ergibt.⁹⁹

Ebendiese Informationsgliederung – so heißt es bei Dürscheid weiter – wird „von den Prager Funktionalisten als **Thema-Rhema-Gliederung (TRG)** oder als **Funktionale Satzperspektive** bezeichnet“. Als „klassische Definition“ des Thema-Rhema-Konzepts führt Dürscheid dann an: „*Das Thema bezeichnet die alte, dem Hörer bereits aus dem Kontext oder aus der Situation bekannte Information, das Rhema die neue Information*“. Es geht also um den Kontext der Äußerung, weshalb eine rein satzinterne Bestimmung dessen, was die alte und was die neue Information ist, gar nicht möglich ist. Für die Analyse – erklärt Dürscheid – bedeutet dies, dass sie textbezogen und nicht satzbezogen erfolgen muss. Um die sog. Thema-Rhema-Gliederung eines Satzes zu bestimmen, kann man beispielsweise durch das Voranstellen einer einfachen Frage einen Minimalkontext konstruieren, mit dessen Hilfe sich die Informationsgliederung der jeweiligen Äußerung ermitteln lässt. Lautet auf die Frage „*Wer tötet den Löwen?*“ die Antwort: „*Peter tötet den Löwen*“, so wäre „*Peter*“ in diesem Fall die neue Information und folglich das Rhema.¹⁰⁰ Was die Themawahl anbelangt, schreibt Klaus Welke:

⁹⁸ Vgl. Welke: *Funktionale Satzperspektive*, S. 13f

⁹⁹ Vgl. Dürscheid: *Syntax*, S. 168

¹⁰⁰ Vgl. Dürscheid: *Syntax*, S. 168f

Es gibt einen inhaltlichen Gesichtspunkt der Themawahl, der offensichtlich ganz natürlich ist. In Rücksicht auf den Hörer liegt es nahe, daß [sic!] der Sprecher jeweils an **Bekanntes** anknüpft. In der sog. thematischen Progression ist das ein wesentlicher Faktor. Das jeweilige Satzthema ergibt sich in der Regel aus dem Vorhergehenden. ‚Bekanntheit‘ und ‚Vorerwähntheit‘ sind daher Merkmale, mit deren Hilfe man versucht hat, das Thema inhaltlich zu bestimmen. Bekanntheit ist gegenüber Vorerwähntheit der allgemeinere Begriff. Etwas kann durch Vorerwähnung in einem vorangehenden Satz dem Hörer durch den Sprecher bekannt gemacht worden sein. Es gibt aber natürlich auch die Möglichkeit, daß der Sprecher davon ausgehen kann, daß etwas (ein Gegenstand, ein Wirklichkeitsausschnitt) von Anfang an, also unabhängig von jeglicher Vorerwähnung durch den Sprecher, dem Hörer bekannt ist. Insofern ist Bekanntheit der allgemeinere Begriff.¹⁰¹

Wir können also unter Bezug auf Welke festhalten, dass die Thema-Rhema-Gliederung – wie es eben die thematische Progression zeigt – weitgehend kontextuell determiniert ist, denn „es ist die Regel, daß [sic!] Informationseinheiten thematisiert werden, die im vorangehenden Satzkontext direkt oder indirekt [...] vorerwähnt sind“. Eine wichtige Frage, die sich in diesem Zusammenhang für die Thema-Rhema-Gliederung in weiterer Folge ergibt, ist: Ermittelt ein „Hörer weitgehend oder sogar allein aufgrund inhaltlicher Schlußfolgerungen [sic!] (Inferenzen) etwas als Thema“ oder gibt es auch formale Indikatoren (die Wortstellung oder der Satzakzent)? Diesbezüglich gibt es unterschiedliche Meinungen bzw. Ansätze, welche wir nicht im Detail behandeln brauchen, aber es ist natürlich auffällig, dass etwa das Thema in den meisten Fällen eine Anfangsstellung im Satz einnimmt. Man kann hier also die Wortstellung (und auch die Betonung bzw. den Akzent) nicht gänzlich außer Acht lassen.¹⁰²

3.6. Gabelentz und die funktionale Satzperspektive

Wie wir bereits im Zusammenhang mit Ferdinand de Saussure hörten, dass Georg von der Gabelentz in den meisten Fällen unerwähnt bleibt, so ist auch in diesem Fall bei Christa Dürscheids Einführung zur Syntax keine Rede von Georg von der Gabelentz. Die Unterscheidung zwischen einem *grammatischen* und einem sog. *psychologischen Subjekt* wird erwähnt; allerdings nur in Bezug auf Hermann Paul, der sich aber – wie gleich zu zeigen sein wird – explizit auf Georg von der Gabelentz bezieht. Wie Brigitte Bartschat zu Recht anmerkt, werden in den *Prinzipien der Sprachgeschichte* von H.

¹⁰¹ Welke: *Funktionale Satzperspektive*, S. 21

¹⁰² Vgl. Welke: *Funktionale Satzperspektive*, S. 27f

Paul „Gabelentz' Darstellungen zum psychologischen Subjekt und Prädikat ausführlich erläutert und nachdrücklich unterstützt“.¹⁰³ Werfen wir nun also kurz einen Blick in die *Prinzipien der Sprachgeschichte*, um dies nachzuvollziehen. Hermann Paul schreibt in diesem Zusammenhang:

Jeder Satz besteht [...] aus mindestens zwei Elementen. Diese Elemente verhalten sich zu einander nicht gleich, sondern sind ihrer Funktion nach differenziert. Man bezeichnet sie als Subjekt und Prädikat. Diese grammatischen Kategorien beruhen auf einem psychologischen Verhältnis. Zwar müssen wir unterscheiden zwischen psychologischem und grammatischem Subjekt, respektive Prädikat, [...] da beides nicht immer zusammenfällt, wie wir noch im Einzelnen sehen werden. Aber darum ist doch das grammatische Verhältnis nur auf Grundlage des psychologischen aufbaut [sic!]. Das psychologische Subjekt ist die zuerst in dem Bewusstsein des Sprechenden, Denkenden vorhandene Vorstellungsmasse, an die sich eine zweite, das psychologische Prädikat anschliesst [sic!]. Das Subjekt ist, mit Steinthal zu reden, das Apperzipierende, das Prädikat das Apperzipierte. Richtig bezeichnet v. d. Gabelentz [...] die beiden Elemente vom Standpunkte des Hörenden aus. Das psychologische Subjekt ist nach ihm das, worüber der Sprechende den Hörenden denken lassen, worauf er seine Aufmerksamkeit hinleiten will, das psychologische Prädikat dasjenige, was er darüber denken soll.¹⁰⁴

Was die Anordnung von *psychologischem Subjekt* und *Prädikat* anbelangt, so teilt H. Paul nicht Gabelentz' Ansicht, wonach ersteres ausnahmslos vor zweiterem stehe. Man müsse – so Hermann Paul – bei der „Beurteilung dieser Frage die Sprachen und die Fälle ganz bei Seite lassen, in denen für die Stellung des grammatischen Subjekts und Prädikats durch die Tradition eine feste Regel herausgebildet ist“ und dürfe „nur solche Fälle heranziehen, in denen beide den Platz vertauschen können, in denen also die Stellung nicht durch grammatische, sondern lediglich durch psychologische Normen bedingt ist“. Paul bestätigt in diesem Zusammenhang zwar Gabelentz' Beobachtung, dass ein vorangestelltes Prädikat in vielen Fällen als *psychologische Subjekt* fungiert (zum Beispiel: „Weg ist alles, was du liebtest, Weg, warum du dich betrübtest, Weg dein Glück und deine Ruh“), allerdings gebe es auch Fälle, in denen dies nicht zutreffe (zum Beispiel: „ein Windstoss ergriff das Blatt und weg [!] war es“). Natürlich bestehe – so Hermann Paul weiter – häufig eine „Übereinstimmung zwischen psychologischem und grammatischem Subjekt“ in der Satzstruktur, wodurch das *psychologische Subjekt* vor dem *Prädikat* stehe. Jedoch könne sich laut H. Paul „der bedeutsamere Prädikatsbegriff

¹⁰³ Vgl. Bartschat: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 65

¹⁰⁴ Paul, Hermann: *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1966 (= siebente, unveränderte Auflage). S. 124f [Im Folgenden abgekürzt: *Prinzipien der Sprachgeschichte*]

schon so in den Vordergrund drängen, dass er zuerst ausgesprochen und das Subjekt erst nachträglich angefügt wird“, was vor allem vorkomme, „wenn der Subjektsbegriff schon vorher im Gespräche da gewesen ist“ („*was ist Maier?*“ „*Kaufmann (ist er)*“). Derartige Sätze sind für H. Paul Anomalien „gegenüber der bei ruhiger Erzählung oder Erörterung vorwaltenden Voranstellung des Subjekts“. ¹⁰⁵

Wir sehen hier also, dass Georg von der Gabelentz' Konzeption des *psychologischen Subjekts* und *Prädikats* bereits vom Junggrammatiker H. Paul aufgegriffen wurde. Die *Prinzipien der Sprachgeschichte* hatten wohl keinen unwesentlichen Anteil daran, dass im Laufe der Zeit auch viele andere Sprachwissenschaftler auf diese Idee Gabelentz' aufmerksam wurden, denn H. „Pauls Buch war eine der bedeutendsten linguistischen Veröffentlichungen seiner Zeit und erlebte viele Neuauflagen“. Brigitte Bartschat z.B. vermutet, dass wahrscheinlich auch der Prager Sprachphilosoph Anton Marty durch jenes Buch auf die syntaktischen Überlegungen Gabelentz' aufmerksam wurde und sich ebenfalls Gedanken zur Teilung in ein *psychologisches Subjekt* und *Prädikat* machte, die er vor allem in seinem Aufsatz *Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat* darlegt. Auch A. Marty geht in seinen Ausführungen davon aus, dass – so erklärt Bartschat weiter – „nicht die äußere Form entscheidet, sondern die Funktion“, womit er direkt an Gabelentz' Untersuchungen zu den psychologischen Verhältnissen im Satz anschließt und diese auch würdigt. ¹⁰⁶

Die „aktuelle Satzgliederung“ bzw. *funktionale Satzperspektive* wurde in weiterer Folge dann ein zentrales Forschungsgebiet des (bereits im vorigen Punkt angesprochenen) Prager Linguistenkreises. Die Gründer dieses Kreises haben sowohl die Arbeiten von A. Marty als auch von Gabelentz (der mehrfach zitiert wird) gut gekannt. An dieser Stelle ist besonders Vilém Mathesius hervorzuheben, der sich in den dreißiger Jahren eingehend mit der *funktionalen Satzperspektive* auseinandersetzte und deswegen – wie bereits gehört – gemeinhin als Ausgangspunkt bzw. Begründer der Thema-Rhema-Gliederung gilt. Die bei Georg von der Gabelentz vorhandene psychologische Betrachtungsweise wird – so Brigitte Bartschat – bei Mathesius „durch eine streng linguistische“ ersetzt. „Ausgehend von der Mitteilungsfunktion der Sprache“ – Bartschat weiter – „versucht er festzustellen, durch welche Mittel der Sprecher seine aktuelle Redeabsicht verwirklicht und sie dem Hörer signalisiert“. Seine „Untersuchungen zu den Gesetzmäßigkeiten der

¹⁰⁵ Vgl. Paul: *Prinzipien der Sprachgeschichte*, S. 126f

¹⁰⁶ Vgl. Bartschat: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 65

Wortfolge in Sprachen mit sogenannter ‚grammatikalisierter‘ und sogenannter ‚freier‘ Wortfolge“ gelten als grundlegende Arbeiten auf diesem Gebiet.¹⁰⁷

Laut Bartschat gehen dann von V. Mathesius „zwei Hauptlinien der Weiterentwicklung dieser Ideen aus“; so führe „die erste über Karl Boost zur deutschen Germanistik insbesondere in der DDR“ und die zweite „in direkter Nachfolge zur [...] Prager Linguistik“. Waren – wie Bartschat weiter erklärt – in der deutschen Germanistik lange Zeit beinahe ausschließlich feste Stellungenregeln im Bereich der Syntax erörtert worden, so knüpft Karl Boost in den *Neuen Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes* (Berlin, 1955) „ganz bewußt [sic!] an Gabelentz' psychologisches Subjekt und Prädikat an“ und führte dann (einem Vorschlag des eher weniger bekannten Hermann Ammann folgend) auch „in den deutschen Sprachgebrauch das Terminuspaar Thema – Rhema ein“. Sehr viele der späteren germanistischen Arbeiten zur Wortfolge stützen sich auf ihn.¹⁰⁸

In der ehemaligen Tschechoslowakei sind – wie Brigitte Bartschat dann weiter erklärt – „Mathesius' Gedanken am konsequentesten weiterentwickelt worden, und die tschechischen Linguisten machten sich auch verdient um die Publizierung [einiger] neuer Vorschläge zu diesem Themenkreis“. So kamen die wichtigsten Arbeiten zur *funktionalen* Satzperspektive „aus der Arbeitsgruppe von Petr Sgall in Prag und von Jan Firbas in Brno“. Jan Firbas – so expliziert Bartschat – hat dann beispielsweise mit seinem sog. „kommunikativen Dynamismus“ die *funktionale* Satzperspektive um einen dynamischen Ansatz erweitert, bei dem es um die „Wertigkeit der Anordnung der Einzelglieder speziell innerhalb des Rhemas“ geht. Wie Bartschat in diesem Zusammenhang richtig anmerkt, berücksichtigt auch Gabelentz schon in gewisser Weise eine Art Dynamismus, wenn er von einer wandernden Grenze zwischen *psychologischem Subjekt* und *Prädikat* spricht, wobei er – wie wir uns erinnern – aber das Verhältnis zwischen Satzäußerungen im Sinn hat und nicht den Dynamismus innerhalb einer Satzäußerung.¹⁰⁹

Petr Sgall – so erklärt Brigitte Bartschat dann abschließend noch – plädiert in der Frage, ob die Thema-Rhema-Gliederung dem Sprachsystem oder der Performanz zuzuordnen sei, für ersteres und argumentiert, dass sie „eine Schicht des Sprachsystems ist und ordnet sie der semantischen Komponente zu“. Wie Bartschat hier in diesem Zusammen-

¹⁰⁷ Vgl. Bartschat: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 66

¹⁰⁸ Vgl. Bartschat: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 67

¹⁰⁹ Vgl. Bartschat: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 67f

hang anmerkt, wurde damit der Tatsache Rechnung getragen, „daß [sic!] der Sprecher die Entscheidung über die TRG [= Thema-Rhema-Gliederung] schon fällen muß [sic!], ehe er zur sprachlichen Formulierung seiner Vorstellungen übergeht“. In weiterer Folge knüpfen dann beispielsweise der Slawist Östen Dahl und der ungarische Linguist Ferenc Kiefer an die Arbeiten Sgalls an.¹¹⁰

Wir haben also gesehen, dass Georg von der Gabelentz' Konzept des *psychologischen Subjekts* und *Prädikats* von nachfolgenden Sprachwissenschaftlern aufgegriffen und schließlich zu dem weiterentwickelt wurde, was heute als Thema-Rhema-Gliederung bzw. als *funktionale Satzperspektive* bezeichnet wird. Die Begriffe *Thema* und *Rhema* wurden – wie auch Klaus Welke schreibt – aus den Begriffen *Subjekt* und *Prädikat* bei Georg von der Gabelentz und Hermann Paul (der sich explizit auf Gabelentz bezieht und – wie angemerkt wurde – mit seinen *Prinzipien der Sprachgeschichte* wohl auch ein wenig dazu beigetragen hat, dass jene Idee entsprechende Aufmerksamkeit erlangte) abgeleitet. Georg von der Gabelentz sowie auch H. Paul gehen – wie wir ganz deutlich gesehen haben – in ihren Überlegungen von einem *funktionalen* Standpunkt aus. Weil die traditionelle Grammatik und Logik für die elementare kognitive Analyse des Satzes (und der Satzstruktur) lediglich die zwei Begriffe *Subjekt* und *Prädikat* parat hatte, sei es laut Klaus Welke auch verständlich, „daß [sic!] Paul und Gabelentz gerade bei diesen grammatischen Kategorien ansetzen und versuchen, diese funktional interpretieren“. Einmal gebraucht Georg von der Gabelentz übrigens ganz beiläufig auch schon den Begriff „Thema“ anstelle des Begriffs „psychologisches Subjekt“ („Denn erstens ruht natürlich ein gewisser Nachdruck auf demjenigen Theile [sic!] der Rede, der als ihr Thema vorangestellt wird, also auf dem psychologischen Subjecte.“ [sic!]).¹¹¹

Wir haben gesehen, dass der Begriff *psychologisch* bei Georg von der Gabelentz und Hermann Paul – wie Welke richtig erklärt – zum einen auf einen psychologisierenden Ansatz verweist, der darin besteht, „daß [sic!] Mutmaßungen darüber angestellt werden, wie ein dem Sprechen als vorangehend gedachter ‚rein‘ psychischer Prozeß ablaufen mag“; zum anderen verweist er aber auch „auf einen allem Anschein nach vorhandenen Widerspruch zwischen Form (grammatischer Struktur) und Funktion“, weil nämlich die Funktion des Satzgegenstandes nicht immer mit der Form (also dem Subjektsnominativ) zusammenfallen muss. Wie K. Welke richtig anmerkt, fasst aber weder Gabelentz noch

¹¹⁰ Vgl. Bartschat: *Der Beitrag Gabelentz' zur allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 68

¹¹¹ Vgl. Welke: *Funktionale Satzperspektive*, S. 60f

H. Paul das „teilweise Nichtzusammenfallen von grammatischem und psychologischem Subjekt und Prädikat (also von Form und Funktion)“ explizit „als Beweis der völligen Nichtübereinstimmung“ auf. Die Überlegungen beider zur „Wortstellung und Betonung als Indikatoren der funktionalen Gliederung“ zeigen nämlich, dass der Form-Funktion-Zusammenhang noch nicht gänzlich negiert wird. K. Welke zitiert dann Sütterlin, bei dem *psychologisches Subjekt* und *Prädikat* „heute an keine bestimmte sprachliche Form [mehr] gebunden“ sind. Subjekt und Prädikat sind bei Sütterlin also – wie Welke erklärt – „funktionslos gewordene rein formale Kategorien“ und *psychologisches Subjekt* und *Prädikat* „rein inhaltliche[...] Bestimmungen ohne formale Verankerung“. Zeigt sich bei Gabelentz und Paul also noch die Prämisse des sprachhistorischen Zusammenhangs von Form und Funktion, der mit dem psychologischen Ansatz zwar bereits in Frage gestellt, aber nicht zur Gänze negiert wird, so wird dieser Zusammenhang bei Sütterlin explizit aufgelöst.¹¹²

Im Prager Strukturalismus wird dann erneut nach dem Zusammenhang von Subjekt und Prädikat und Thema und Rhema gefragt. Er setzt – wie Klaus Welke erklärt – „zwar bei dem funktionalen Verhältnis von Thema und Rhema an, fragt aber ausdrücklich nach der formalen Vermittlung“. Was den Zusammenhang von Subjekt und Thema betrifft, so geht Welke davon aus, dass „es einen funktionalen Zusammenhang gibt, der auf die identische Bestimmung als Satzgegenstand hinausläuft“. Er befürwortet Georg von der Gabelentz' (und auch Pauls) „Annahme, daß [sic!] der Subjektsnominativ zumindest ursprünglich die sprachlich-formale Kategorisierung einer Funktion, der Funktion des Satzgegenstandes“, war, da Sprachen „auf Schritt und Tritt Beispiele für eben diesen Zusammenhang der Grammatikalisierung kommunikativer und kognitiver Funktionen“ bieten würden. „Die Intuition der Grammatiktradition, daß [sic!] das Subjekt zumindest ursprünglich funktional als Satzgegenstand (Thema) zu interpretieren“ sei, ist für Welke „überwältigend“. Bei Gabelentz (und auch H. Paul) handelt es sich – so schließt Welke dann – „beim Subjekt um den Übergang von einer funktionalen sprachlichen Kategorie zu einer rein Formalen“, „[a]n die Stelle des untauglich gewordenen Mittels (des Nominativs) treten die Wortstellung und der Satzakzent bzw. inhaltliche Inferenzen“.¹¹³

¹¹² Vgl. Welke: *Funktionale Satzperspektive*, S. 61f

¹¹³ Vgl. Welke: *Funktionale Satzperspektive*, S. 62f

3.7. Resümee

Anhand der Ausführungen in diesem Kapitel haben wir gesehen, dass Georg von der Gabelentz mit seiner Konzeption des *psychologischen Subjekts* und *psychologischen Prädikats* einen großen Anteil daran hatte, dass man in der Deskription syntaktischer Strukturen neben einer formalgrammatischen Satzanalyse (mit Hilfe rein grammatischer Kategorien wie dem Subjekt und Prädikat) auch eine *funktionale* Betrachtungsweise entwickelte. Der Ansatz Georg von der Gabelentz' wurde sukzessive von verschiedenen Sprachwissenschaftlern aufgegriffen und im Laufe der Zeit weiterentwickelt. Heute gibt es eine Vielzahl verschiedener Betrachtungsweisen, welche die Strukturen im Bereich der Syntax von einem *funktionalen* Standpunkt aus analysieren. Besonders die Nähe der Überlegungen Gabelentz' zu der sog. Thema-Rhema-Gliederung bzw. zur *funktionalen* Satzperspektive hat gezeigt, dass sich Georg von der Gabelentz' Einflüsse also auch im Bereich der Syntax aufspüren lassen.

4. Gabelentz' Bedeutung für die Sprachtypologie

4.1. Vorbemerkung

Nachdem ich im vorangegangenen Kapitel Georg von der Gabelentz' Einflüsse im Bereich der Syntax beleuchtet habe, wollen wir uns nun seinen Überlegungen zur Sprachtypologie zuwenden. Dieses sprachwissenschaftliche Teilgebiet ist möglicherweise jener Bereich, in dem der Name Georg von der Gabelentz am häufigsten Erwähnung findet, da seine Bedeutung als Namensgeber dieser Disziplin wohl deutlicher zu Tage tritt. Haben die vorangegangenen Kapitel bereits gezeigt, dass Georg von der Gabelentz als Sprachwissenschaftler in vielerlei Hinsicht kaum bzw. unzureichend wahrgenommen wird, so kommt man in diesem Forschungszweig – wie wir sehen werden – in der wissenschaftlichen Literatur bereits in den Einführungen auf seine Überlegungen zu sprechen. Natürlich muss die Bedeutung Gabelentz' für die Sprachtypologie daher auch im Rahmen dieser Arbeit erörtert werden. So werden wir in diesem Zusammenhang einmal mehr sehen, dass seine Verdienste auf dem Gebiet der synchronen Sprachwissenschaft nicht zu leugnen sind und dass auch in diesem Fall seine Bedeutung dementsprechend hervorgehoben werden muss. Zunächst wird es notwendig sein, die Sprachtypologie als sprachwissenschaftliche Disziplin näher zu beleuchten. Dies inkludiert vor allem auch die Geschichte dieses Forschungszweiges, wo in unserem Fall natürlich besonders das 19. Jahrhundert mit seiner primär morphologischen Typologie zu behandeln sein wird. Im Anschluss daran werden wir uns Gabelentz' sprachtypologischer Programmatik, die – wie wir sehen werden – *in nuce* bereits einige Aspekte späterer typologischer Systeme des 20. Jahrhunderts antizipiert, zuwenden. So wird sich zeigen, dass die Ansätze der typologischen Programmatik Georg von der Gabelentz' bei Vladimír Skalička marginal erkennbar sind, während sie bei Edward Sapir schon deutlicher zu Tage treten. Anhand der typologischen Systematik Joseph Greenbergs werden wir sehen, dass Gabelentz ein Vordenker der quantitativen Typologie war. Abschließend soll dann noch seine Theorie des zyklischen Sprachwandels vorgestellt werden, die ebenfalls einige zentrale Aspekte der späteren Grammatikalisierungstheorie antizipiert.

4.2. Sprachtypologie als sprachwissenschaftliche Disziplin

In diesem ersten Punkt wollen wir uns zunächst mit der Sprachtypologie als sprachwissenschaftlicher Disziplin auseinandersetzen. Wie ich bereits zuvor erwähnt habe, geht der Begriff „Typologie“ – wie zum Beispiel Gustav Ineichen in seinem Einführungswerk *Allgemeine Sprachtypologie* gleich in der Einleitung¹¹⁴ bemerkt – auf Georg von der Gabelentz zurück, dessen letzter, posthum in den *Indogermanischen Forschungen* (1894) erschienener Essay den Titel *Hypologie der Sprachen, eine Aufgabe der Sprachwissenschaft* trägt. Der Inhalt dieses Aufsatzes zeigt klar, dass hier ein orthografischer Fehler vorliegt und natürlich statt „Hypologie“ „Typologie“ gelesen werden muss. Bevor wir uns im Folgenden jedoch mit Gabelentz' Begriff der Sprachtypologie beschäftigen können, ist es zunächst nötig, auf die Sprachtypologie als sprachwissenschaftliche Disziplin und ihre Geschichte (vor Georg von der Gabelentz) einzugehen.

Sprachen lassen sich – wie Hans Christian Luschützky in seinem einführenden Beitrag zur *Sprachtypologie*¹¹⁵ schreibt – in vielerlei Hinsichten einteilen oder gruppieren. So gibt es auch die Möglichkeit einer Typologisierung nach außersprachlichen Merkmalen (nach der Zahl der Sprecher, dem Status der Sprecher etc.), worauf wir im Hinblick auf die weiteren Ausführungen in diesem Kapitel aber nicht im Detail eingehen brauchen. „In der Sprachtypologie als *systematisch-klassifikatorischer* Teildisziplin der allgemeinen Sprachwissenschaft geht es“ – so Luschützky weiter – „aber um die Klassifikation der Sprachen nach inneren, d. h. *grammatischen* Eigenschaften, wobei *Grammatik* im weitesten Sinne als Inbegriff der Komponenten eines *Sprachsystems* (*Phonologie, Morphologie, Lexikon, Syntax, Semantik*) verstanden wird“. Wie Luschützky hinzufügt, lassen sich innerhalb dieser Komponenten dann wiederum weitere *Subkomponenten* unterscheiden, die ebenfalls typologische Klassifikationen ermöglichen, wodurch „die Sprachtypologie im Lauf ihrer Entwicklung ein kompliziertes Mosaik von *Teilsystemtypologien* hervorgebracht“ hat.¹¹⁶

¹¹⁴ Vgl. Ineichen, Gustav: *Allgemeine Sprachtypologie. Ansätze und Methoden*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1991 (= 2., aktualisierte und erweiterte Auflage). (Erträge der Forschung, Bd. 118) S. 1 [Im Folgenden abgekürzt: *Allgemeine Sprachtypologie*]

¹¹⁵ Luschützky, Hans Christian: *Sprachtypologie*. In: : Ernst, Peter [Hrsg.]: *Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft*. Mit Beiträgen von Otto Back, Peter Ernst, Gottfried Fischer, Miriam Harwart, Thomas Herok, Sergios Katsikas, Peter Kuhn, Hans Christian Luschützky, Wolfgang Mieder, Franz Patocka, Heinz-Dieter Pohl, Hermann Reichert, Richard Reutner, Richard Schrod, Maria Vassilakou. Wien: Edition Praesens, 1999 (= 2., verbesserte und vermehrte Auflage). 20. Beitrag, S. 1-54. [Im Folgenden abgekürzt: *Sprachtypologie*]

¹¹⁶ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 4

Hatte man früher noch versucht, „Sprachsysteme ganzheitlich typologisch zu klassifizieren (*holistische Typologien*)“, so hat sich laut Hans Christian Luschützky diese Vorgangsweise dann „aber mit der Zunahme des Detailwissens über eine immer größere Zahl von Sprachen mehr und mehr als unhaltbar erwiesen“, denn je mehr man über eine Sprache weiß, desto schwieriger wird es offenbar, sie typologisch zu subsumieren. Was die „Komponenten der *Sprachverwendung* (*Phonetik, Rhetorik, Stilistik, Pragmatik*)“ anbelangt, so spielen jene in der Sprachtypologie nur eine vergleichsweise marginale Rolle, obwohl es – wie Luschützky expliziert – durchaus Phänomene in der Pragmatik gibt, „die man unter Umständen in sprachtypologische Konzeptionen einbeziehen kann, wie z.B. die Höflichkeits(*Honorativ*)konstruktionen [sic!] in vielen ost- und süd-ostasiaschen Sprachen“. ¹¹⁷

Besonders die Tatsache, dass man – so Luschützky – „bestenfalls ganze Äußerungen und Texte von einer Sprache in eine andere übersetzen kann, nicht aber grammatische Konstruktionen oder [bestimmte] einzelne Wörter“, demonstriere die Existenzberechtigung der Sprachtypologie, „denn wenn die Sprachen der Welt einander so ähnlich wären, dass man sie auf allen strukturellen Ebenen ineinander transponieren könnte, br[ä]uchte man keine Sprachtypologie, um ihre strukturelle Verschiedenheit zu dokumentieren“. Sie kann als linguistische Spezialdisziplin ungefähr auf eine zweihundertjährige Entwicklung zurückblicken. Die geläufigsten Unterscheidungen, welche dem Nichtexperten gemeinhin aus der Sprachtypologie bekannt sind, betreffen wohl – wie Luschützky meiner Meinung nach richtig schreibt – die „typologische Einteilung der Sprachen in *analytische* und *synthetische* bzw. *isolierende*, *flektierende*, *agglutinierende* und *inkorporierende*“. Auf diese Termini, welche alle der wissenschaftsgeschichtlichen Frühphase der Sprachtypologie entstammen, werden wir im Folgenden noch öfters zu sprechen kommen. ¹¹⁸

4.3. Sprachtypologie vor Georg von der Gabelentz

Nach den einleitenden Ausführungen zur Sprachtypologie als Teilgebiet der Sprachwissenschaft im vorigen Punkt, wollen wir uns nun den sprachklassifikatorischen Überlegungen vor Georg von der Gabelentz zuwenden. Da es sich bei der Sprachtypologie um

¹¹⁷ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 4f

¹¹⁸ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 5f

eine recht junge Disziplin handelt, können die Erläuterungen zur vorwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesem Thema kurz gehalten werden. Bevor wir im Folgenden also v.a. näher auf die Sprachtypologie des 19. Jahrhunderts eingehen, werden wir unser Augenmerk zunächst in aller Kürze auf die vorwissenschaftliche Periode der Sprachtypologie richten.

Wie Luschützky erklärt, ist es (wie bei jedem anderen Teilgebiet der Sprachwissenschaft) nicht einfach, den Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema der Sprachklassifikation festzustellen. Im Fall der Sprachtypologie kommt dann auch „noch das Problem der Abgrenzung von anderen sprachvergleichenden Ansätzen hinzu, vor allem natürlich der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, die Sprachen hinsichtlich ihrer genealogische[n] Verwandtschaft untersucht“. Es lässt sich aber jedenfalls annehmen, dass – so Luschützky – „die Verwunderung über die Vielfalt und Verschiedenheit der menschlichen Sprachen von Anfang an die Entstehung linguistischer Reflexionen begleitet oder sogar hervorgerufen hat“. Auch wenn diesbezüglich kaum entsprechende Belege in den Überlieferungen der alten Kulturen zu finden sind, so zeugen jedoch beispielsweise mehrsprachige Wortlisten und Inschriften der altorientalischen Kulturen seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. „von einer zumindest praktischen Auseinandersetzung mit der Sprachenvielfalt“.¹¹⁹

Will man aber die Ursprünge sprachtypologischer Gedanken aufsuchen, so wird man laut Luschützky in den alten Überlieferungen kaum fündig werden; und „auch von der griechisch-römischen Antike, in der ja die Wurzeln der abendländischen Grammatik liegen“, dürfe man sich keine Aufschlüsse erwarten. Die frühesten sprachtypologischen Fragestellungen lassen sich nach Luschützky erst in der Neuzeit finden. Zum einen war es die Vielzahl „geistesgeschichtliche[r] Umwälzungen des 16. und 17. Jahrhunderts (Humanismus, Reformation, Emanzipation der Volkssprachen, Entfaltung der Wissenschaften)“ und zum anderen ganz besonders „auch die Fülle der durch die Entdeckungsreisen und die nachfolgende Kolonialisierung und Missionierung entstandenen Kulturkontakte, die das Bewusstsein der europäischen Gelehrten von der Vielfalt menschlicher Lebensformen und Lebensäußerungen erweiterte und ihr Streben nach Ordnung und Klassifikation derselben herausforderte“. Erst nach „einer langen Periode des bloßen Sammelns und Katalogisierens“ erschienen dann aber „im 18. Jahrhundert die ersten Abhandlungen sprachtypologischen Inhalts“. Luschützky nennt als ein Beispiel für das

¹¹⁹ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 7

18. Jahrhundert das Nebenwerk *Considerations Concerning the First Formation of Languages, and the Different Genius and Original and Compounded Languages* des schottischen Philosophen und Nationalökonomens Adam Smith, in dem glottogonische (sprachursprungsbezogene) Interessen stark mit allgemeinen sprachwissenschaftlichen Fragestellungen verflochten sind.¹²⁰

Kommen wir nun aber zu der (für uns relevanten) wissenschaftlichen Sprachtypologie des 19. Jahrhunderts. Wie H.C. Luschützky schreibt, förderte zunächst das „durch die Entdeckung des Sanskrit vertiefte Interesse an Sprachverwandtschaft auch sprachtypologische Konzeptionen, die jedoch bald darauf durch den Primat der Indogermanistik mit ihrer historisch-vergleichenden Methode wieder an den Rand gedrängt wurden“. Von der Hegemonie der historisch-vergleichenden Methode der Indogermanisten bzw. Junggrammatiker innerhalb der damaligen Sprachwissenschaft war in dieser Arbeit ja bereits mehrfach die Rede. Da die Etablierung der Sprachwissenschaft als akademische Disziplin im 19. Jahrhundert außerdem – wie Luschützky schreibt – größtenteils zu Lasten der altphilologischen Professuren erfolgte, wäre man mit sprachtypologischen Theoremen „im Kampf um Planstellen und Ressourcen wahrscheinlich eher auf der Strecke geblieben als mit schlagenden Etymologien“. Dennoch waren es dann aber die Gebrüder Schlegel und Wilhelm von Humboldt (von dem wir in dieser Arbeit ebenfalls schon sprachen), „die im Rahmen indologischer, ethnographischer, anthropologischer und geschichtsphilosophischer Studien jene ersten Überlegungen zur Typologie der Sprachen anstellten“ und „heute noch den Grundstock dessen ausmachen, was außerhalb von Spezialistenkreisen über die Sprachtypologie bekannt geworden ist“.¹²¹

Friedrich Schlegel (1772-1829) stellte schon im ganzen ersten Teil seiner Abhandlung *Über die Sprache und die Weisheit der Indier* allgemeine Überlegungen zur Sprachstruktur an. Des Weiteren wird in seiner Abhandlung auch die Unterscheidung von „Sprachen durch Affixa“ und „Sprachen durch Flexion“ eingeführt, „die sein Bruder August Wilhelm Schlegel (1767-1845) [dann] in seinen *Observations sur la langue et la littérature provençales* aufgriff“ und zu zwei großen Haupttypen mit je zwei Subtypen weiterentwickelte: 1.) sog. *unorganische* Sprachen, ohne grammatische Struktur (z.B. Chinesisch) oder mit Affixen (amerikanische Sprachen); und 2.) *organische* Sprachen,

¹²⁰ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 7f

¹²¹ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 9f

mit sog. *synthetischer* Flexion (z.B.: Griechisch, Latein) oder mit *analytischer* Flexion (romanische Sprachen).¹²²

Wilhelm von Humboldt (1767-1835) legte – wie Luschützky weiter expliziert – die Summe vieler seiner sprachwissenschaftlichen Forschungen in der Abhandlung *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* nieder, „deren Titel schon die Richtung der darin enthaltenen sprachtypologischen Gedankengänge verrät“. In jener Abhandlung „werden erstmals vier Sprachtypen postuliert und terminologisch festgeschrieben: *isolierende*, *flektierende*, *agglutinierende* und *einverleibende* Sprachen“. Diese Sprachtypen hatten einen fruchtbaren Einfluss und wurden zu zentralen Begriffen der Sprachtypologie, obwohl – wie Luschützky anmerkt – Wilhelm von Humboldt in seiner Bewertung der Sprachstrukturen nicht gerade unvoreingenommen war, wenn er beispielsweise den Sprachbau des Sanskrit (Flexion) über den des Chinesischen (isolierend) stellt. Da – wie wir ja bereits hörten – die Sprachwissenschaft Humboldts in weiten Teilen doch sehr sprachphilosophisch anmutet, so ist es nicht weiter verwunderlich, wenn Luschützky konstatiert, dass auch Humboldts sprachtypologischen Vorstellungen eher sprachphilosophischer Natur sind und wesentlich vom deutschen Idealismus geprägt seien.¹²³

Wie bereits erwähnt wurde, konzentrierte sich die Indogermanistik im Anschluss an Franz Bopp (1791-1867), Rasmus Rask (1787-1832) und Jakob Grimm (1785-1863) von Anfang an „auf historische Grammatik, Etymologie und genealogischen Sprachvergleich“. Die Indogermanistik war an typologischen Fragestellungen also – so meint Luschützky – nur am Rande interessiert. Ihre „methodisch strenge Auseinandersetzung mit sprachlichen Formen und Strukturen färbte aber auch auf die Sprachtypologie positiv ab“. August Friedrich Pott (1802-1887), der die Sprachtypen W. v. Humboldts in einer veränderten Terminologie übernahm (normale, intranormale und transnormale Sprachen¹²⁴), ist „mit seinen Untersuchungen zur Bildung der Zahlwörter in den Sprachen der Welt“ in diesem Zusammenhang ebenfalls zu erwähnen.¹²⁵

„Stellvertretend für die wenigen an Sprachtypologie interessierten Indogermanisten des 19. Jahrhunderts“ nennt Luschützky dann noch August Schleicher (1821-1868), „der

¹²² Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 10f

¹²³ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 11f

¹²⁴ normal = flektierend, intranormal = isolierend und agglutinierend, transnormal = einverleibend

¹²⁵ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 12f

seine von Humboldt übernommene Einteilung der Sprachen in isolierende, agglutinierende und flektierende mit einer vom Darwinismus inspirierten allgemeinen diachronen Entwicklungshypothese verknüpfte, wonach alle Sprachen sich kontinuierlich vom isolierenden über den agglutinierenden zum flektierenden Zustand hin entwickeln“. Diesem naturgegebenen Entwicklungsprozess ist bei August Schleicher ein „kulturell bedingter Verfallsprozess entgegengesetzt, der die Sprachen wieder auf die isolierende Stufe zurückversetzt“.¹²⁶ Wie wir noch sehen werden, finden sich bei Georg von der Gabelentz ganz ähnliche Überlegungen. Gabelentz sieht allerdings in der Flexion ein „Defectivsystem [sic!]“ und macht die Agglutination zu dem organisierenden Prinzip, das alle Sprachen in einem fortwährenden „Spirallauf“ anstreben. So werde ich später auch zeigen, dass Gabelentz mit seiner Theorie des zyklischen Sprachwandels, in der er einen immerwährenden typologischen Sprachwandel postuliert, bereits bis zu einem gewissen Grad zentrale Aspekte der späteren Grammatikalisierungstheorie antizipiert.

„Der erste Forscher, der die Sprachtypologie ganz in den Mittelpunkt seiner linguistischen Interessen stellte“, war laut Luschützky der Humboldtianer Heymann Steinthal, auf den sich Georg von der Gabelentz in seiner *Sprachwissenschaft* mehrfach bezieht. Steinthals Abhandlung *Die Classifikation der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee* wurde später unter Mithilfe seines Schülers Franz Misteli überarbeitet und von diesem 1860 unter dem Titel *Charakteristik der hauptsächlichen Typen des Sprachbaues* neu herausgegeben. Die Typologie Steinthals postuliert eine Unterteilung in sog. „Formsprachen“ und „formlose Sprachen“ (mit weiteren Subkategorien). Die Unterscheidung von „formlosen Sprachen“ und „Formsprachen“ ist – wie Luschützky erklärt – vor allem „ein Versuch, semantische Kriterien einzubeziehen“. Dies hat mit der Dichotomie von *Stoff* und *Form* zu tun (heute sog. *lexikalische* und *grammatische* Bedeutung). Weil beispielsweise der Plural im Thai nicht mittels einer (im Grunde) abstrakten Endung (die die grammatische Bedeutung „Plural“ ausdrückt) markiert wird, sondern durch eine eigene (also selbstständige) lexikalische Einheit, ist das Thai für Steinthal dementsprechend eine „formlose Sprache“.¹²⁷

Misteli ersetze dann – so führt Luschützky weiter aus – die „Einteilung Steinthals durch eine andere, die der rein morphologischen Klassifikation eine zweite überordnet, die auf dem Parameter der Wortigkeit beruht, worunter die formale Trennung der Wortarten

¹²⁶ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 14

¹²⁷ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 14f

und syntaktischen Konstituenten zu verstehen ist“ (nämlich *satzwortige*, *nichtwortige*, *scheinwortige* und *echtwortige* Sprachen¹²⁸). Was beispielsweise die sog. *echtwortigen* Sprachen (ganz besonders indogermanische Sprachen) auszeichnet, wäre, dass „in ihnen Subjekt, Prädikat und Objekt, Attribut und Regens gesondert auseinandertreten [sic!]“, was bei *scheinwortigen* nicht verlässlich der Fall sei. In einer *nichtwortigen* Sprache wie dem Chinesischen erhält eine Satzkonstituente – wie Luschützky schreibt – dagegen überhaupt „erst durch die syntaktische Fügung ihren mehr oder weniger genauen semantischen Wert“ und in den *satzwortigen* Sprachen kommt die Satzstruktur, wie wir sie kennen, „durch die Einverleibung nominaler Argumente in den Verbalkomplex“ gänzlich abhanden.¹²⁹

War Franz Misteli ohne Zweifel bemüht, das Steinthalsche Werk durch neues und eigenes Material zu ergänzen, so sei laut H.C. Luschützky seine Bearbeitung „aber durchwegs noch von eurozentristischer Voreingenommenheit getragen“. Überhaupt – so merkt Luschützky an – „werden in der ganzen Sprachtypologie des 19. Jahrhunderts Sprachen eher rezensiert wie Bücher im ‚Literarischen Quartett‘“ (so „fehlen“ manchen beispielsweise „die Kraft“; andere seien wiederum „wirr“ oder weisen „misslungene Konstruktionen“ auf), was diese Sprachtypologie im Grunde „zu einer Charakterologie von Ausdrucksformen“ macht, „die von der Satz- und Wortbildung aus Rückschlüsse auf die Denkweise der Sprachbenutzer implizierte“. Luschützky hat aber sicherlich nicht unrecht, wenn er meint, dass hier auch der geistesgeschichtliche Kontext zu berücksichtigen sei, denn „[i]n der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts emanzipierte sich die Psychologie von der Philosophie und begann alle Bereiche der menschlichen Kultur mit ihren anfangs noch sehr tentativen Methoden zu durchdringen“.¹³⁰ So sahen wir ja beispielsweise auch im vorigen Kapitel, wie Georg von der Gabelentz im Bereich der Syntax bei der Deskription syntaktischer Strukturen zu einer *psychologischen* Betrachtungsweise übergeht und seine Konzeption des *psychologischen Subjekts* und des *psychologischen Prädikats* entwickelt, wo plötzlich nicht mehr mit rein grammatischen Kategorien analysiert wird, sondern (von einem *funktionalen* Standpunkt aus) auch die psychischen Prozesse des Sprechers und Hörers thematisiert werden.

¹²⁸ *Satzwortig* wären die einverleibenden bzw. inkorporierenden Sprachen (z.B. Grönländisch); *nichtwortig* die wurzelisolierenden (z.B. Chinesisch), stammisolierenden (z.B. Malaiisch) und anreihenden (z.B. die Bantusprachen) Sprachen; *scheinwortig* wären dann die agglutinierenden Sprachen (z.B. die uralischen Sprachen); und *echtwortig* schließlich die flektierenden Sprachen (also besonders die indogermanischen Sprachen).

¹²⁹ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 16f

¹³⁰ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 17f

Vor diesem Hintergrund ist es also nicht weiter verwunderlich, dass zum Beispiel auch der Begründer der experimentellen Psychologie, Wilhelm Wundt (1832-1920), – so Luschützky weiter – „die ersten beiden Bände seiner von 1900 bis 1920 in zehn Bänden erschienen *Völkerpsychologie* einer sehr ausführlichen Erörterung aller psychologisch relevanten Aspekte der Sprache“ widmete. Wilhelm Wundts Überlegungen zur sog. *äußeren* und *inneren* Sprachform bedeuten einen neuartigen typologischen Ansatz. Als Psychologe geht er (mit Unterscheidungen, die den Zusammenhang, die Richtung und die Inhalte des sprachlichen Denkens betreffen) von der *inneren* Sprachform als Basis der typologischen Klassifikation aus. Die Typologie der *inneren* Sprachform korreliert nach W. Wundt dann mit bestimmten *äußeren* Strukturmerkmalen. Für Luschützky markiert Wundts theoretischer Entwurf den „Übergang von der Sprachcharakterologie des 19. zur typologischen Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts“¹³¹. Dass auch aber Georg von der Gabelentz mit seinen Überlegungen zur Sprachtypologie nicht mehr der sog. „Sprachcharakterologie“ des 19., sondern bereits dem 20. Jahrhundert zugeordnet werden kann, werden wir im Folgenden sehen.

4.4. Gabelentz' Begriff der Sprachtypologie

Wie wir bereits hörten, geht der Terminus *Typologie* auf Georg von der Gabelentz zurück. In dem Werk *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* – so schreibt H.C. Luschützky zu Recht – „antizipiert er bereits typologische Implikationsgesetze und systemdefinierende Struktureigenschaften, die erst zwei Menschenalter später ernsthaft postuliert und empirisch verifiziert werden sollten“¹³². Ein wichtiger Absatz in der *Sprachwissenschaft*, welcher in diesem Zusammenhang sehr häufig zitiert wird, lautet wie folgt:

Jede Sprache ist ein System, dessen sämtliche Theile [sic!] organisch zusammenhängen und zusammenwirken. Man ahnt, keiner dieser Theile dürfte fehlen oder anders sein, ohne dass das Ganze verändert würde. Es scheint aber auch, als wären in der Sprachphysiognomie gewisse Züge entscheidender als andere. Diese Züge gälte es zu ermitteln; und dann müsste untersucht werden, welche andere Eigenthümlichkeiten regelmässig [sic!] mit ihnen zusammentreffen. Ich denke an Eigenthümlichkeiten des Wort- und des Satzbaues, an die Bevorzugung oder Verwahrlosung gewisser grammatischer Kategorien. Ich kann, ich muss mir aber auch denken, dass alles

¹³¹ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 18f

¹³² Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 20

dies zugleich mit dem Lautwesen irgendwie in Wechselwirkung stehe. Die Induction [sic!], die ich hier verlange, dürfte ungeheuer schwierig sein; und wenn und soweit sie gelingen sollte, wird es scharfen philosophischen Nachdenkens bedürfen, um hinter der Gesetzlichkeit die Gesetze, die wirkenden Mächte zu erkennen. Aber welcher Gewinn wäre es auch, wenn wir einer Sprache auf den Kopf zusagen dürften: Du hast das und das Einzelmerkmal, folglich hast du die und die weiteren Eigenschaften und den und den Gesamtcharakter! [sic!] – wenn wir, wie es kühne Botaniker wohl versucht haben, aus dem Lindenblatte den Lindenbaum construiren [sic!] könnten. Dürfte man ein ungeborenes Kind taufen, ich würde den Namen **Typologie** [hervorgehoben durch S.O.] wählen. Hier sehe ich der allgemeinen Sprachwissenschaft eine Aufgabe gestellt, an deren Lösung sie sich schon mit ihren heutigen Mitteln wagen darf. Hier würde sie Früchte zeitigen, die jenen der sprachgeschichtlichen Forschung an Reife nicht nachstehen, an Erkenntniswerthe [sic!] sie wohl übertreffen sollten. Was man bisher von geistiger Verwandtschaft, von verwandten Zügen stammverschiedener Sprachen geredet hat, das würde hinfert greifbare Gestalt gewinnen, in ziffermässig bestimmten Formeln dargestellt werden; und nun träte das speculative [sic!] Denken an diese Formeln heran, um das Erfahrungsmässige [sic!] als ein Nothwendiges [sic!] zu begreifen.¹³³

Eugenio Coseriu konstatiert in Bezug auf diese Stelle, dass Georg von der Gabelentz hier bereits „ganz explizit den Unterschied zwischen System und Typus macht und den Typus als Wechselwirkung zwischen bestimmten Eigentümlichkeiten des Systems betrachtet“¹³⁴. E. Coseriu hält diesen Gedanken für höchst bedeutsam und entwickelt ihn dann zu seiner bekannten Trichotomie *Norm – System – Typus* weiter. In diesem Zusammenhang ist auch interessant, was Coseriu in Bezug auf Wilhelm von Humboldt schreibt, welcher – wie wir ja sahen – am Beginn der sprachtypologischen Forschung grundlegende Arbeit leistete. Coseriu ist der Meinung, dass die alte These, Humboldt hätte eine klassifizierende Typologie vertreten, unhaltbar sei, denn erstens spreche jener von sog. „Methoden der Sprachgestaltung“ (*Flexionsmethode, Einverleibungsmethode*), nicht von „Spracharten“; und zweitens – so hörten wir bereits bei H.C. Luschützky – sei seine Einteilung „eher eine Charakterisierung“ der Sprachen und keine Klassifikation, denn „[d]ie Agglutination, Flexion usw. gelten ihm nicht als Kriterien für die Einteilung der Sprachen in genau abgegrenzte Klassen, sondern als Bestimmungen nur von ‚Stufen‘ in der Realisierung der Sprachidee“.¹³⁵

¹³³ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 481

¹³⁴ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 29

¹³⁵ Vgl. Coseriu, Eugenio: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*. In: *Linguistik jenseits des Strukturalismus*. Akten des II. Ost-West-Kolloquiums Berlin 1998. Hrsg. von Kennosuke Ezawa, Wilfried Kürschner, Karl H. Rensch und Manfred Ringmacher. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2002. S. 27 [Im Folgenden abgekürzt: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*]

Dennoch wurde – wie E. Coseriu dann weiter erklärt – lange Zeit davon ausgegangen, Humboldt habe eine solche klassifizierende Typologie vertreten; und zwar besonders, weil H. „Steinthal das von ihm konstruierte System als Humboldts *Klassifikation* der Sprachen“ hinstelle, es sich aber gar nicht um eine Klassifikation im geläufigen Sinne handle, „sondern, wenn man sich an Humboldt hält, um Stufen der Einordnung auf einer idealen Linie der Annäherung an die Sprachidee [...], je nach Nähe des Baues der Sprachen zur ‚Flexionsmethode‘“, die ihm als „die allein richtige“ Form der Sprache gilt. Die Beobachtung, „welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung zu fassen vermag“, sei – so E. Coseriu weiter – „für Humboldt kein Grund sich um Bändigung des Verschiedenen zu bemühen“, sondern lasse ihn vielmehr letztlich überhaupt „an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln“. Der Forderung, „dass die zusammengestellten [Sprachen] wirklich als Gattungen in allen wahrhaft charakteristischen Merkmalen einander ähnlich, und von anderen verschieden seyn sollen“ – so zitiert E. Coseriu Humboldt –, stehe „die tiefer erörterte Natur der Sprache selbst entgegen“, denn für Humboldt sind die einzelnen Sprachen nämlich „nicht als Gattungen, sondern als Individuen verschieden“ und ihre Individualität lasse sich – so Coseriu in Bezug auf Humboldt weiter – „in einer bloßen Aufzählung von Merkmalen gar nicht erfassen“.¹³⁶

Da die „Sprache in ihrer Einheit“ (bzw. Individualität) für Wilhelm v. Humboldt nur im Zusammenwirken der eingesetzten „technischen Mittel“ wahrnehmbar werde, empfehle er – so Coseriu weiter –, „die Beschreibung nicht von der ‚Zergliederung‘ der einzelnen Sprache und der Aufsuchung technischer Elemente zu organisieren“, sondern vielmehr beim „Totaleindruck“ anzufangen und dann in der weiteren Untersuchung die „Einzelheiten auf ihren Beitrag zum Gesamteindruck“ zu prüfen.¹³⁷ Wenn wir uns nun noch einmal die Überlegungen Georg von der Gabelentz' zum Begriff der Sprachtypologie in Erinnerung rufen, so zeigt sich einmal mehr deren Nähe zu den Humboldtschen Ideen, denn auch Georg von der Gabelentz geht es nicht um eine einfache Klassifikation der Sprachen, sondern vielmehr darum, entscheidende „Züge“ der „Sprachphysiognomie“ zu ermitteln, die sich durch das Zusammenwirken der Teile der Einzelsprache ergeben, und mit denen wiederum andere Eigentümlichkeiten der Sprache kongruieren, wodurch dann letztendlich – wie Gabelentz postuliert – „hinter der Gesetzlichkeit die Gesetzte,

¹³⁶ Vgl. Coseriu: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*, S. 31f

¹³⁷ Vgl. Coseriu: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*, S. 32

die wirkenden Mächte“ erkennbar werden sollen und der Gesamtcharakter der Sprache induziert werden könnte.

Wie E. Coseriu konstatiert, entwickelt Wilhelm von Humboldt noch nicht, „wie eine solche Typologie, nicht im Vergleich verschiedener Sprachen, sondern als strukturelle und funktionelle Charakterisierung in einer Einzelsprache, d. h. als Suche nach realen strukturellen Zusammenhängen in dieser Sprache, auszusehen hat“. Wird eine derartige einzelsprachliche Typologie zwar auch bei Georg von der Gabelentz noch nicht im Detail formuliert, so wird sie jedoch aber – wie Eugenio Coseriu richtig anmerkt – als ein „ungeborenes Kind“ vorgestellt. Ausgehend von den Daten der Sprachbeschreibung sollen eben die Gesetze, die wirkenden Mächte der Sprache induziert werden, um dieser – wie Gabelentz schreibt – auf „den Kopf zusagen“ zu können: „Du hast das und das Einzelmerkmal, folglich hast du die und die weiteren Eigenschaften und den und den Gesamtcharakter [sic!]!“¹³⁸

Ein derartiges sprachtypologisches Programm, wie Georg von der Gabelentz es formuliert, ist für Eugenio Coseriu geeignet, den „in Humboldts Begriff der ‚charakteristischen Form‘ liegenden Kern zur Entfaltung zu bringen“, weshalb er – wie bereits gesagt – an Gabelentz anknüpft, aber in seiner „Interpretation über das bei Humboldt wie bei Gabelentz nur Skizzierte hinausgegangen“ sei und schließlich „drei Ebenen der einzelsprachlichen Technik“ annimmt¹³⁹:

[D]ie *Norm* als Ebene der mannigfaltigen „normalen“ Realisierungen der Funktionen mit dem traditionell in einer Sprache Verwirklichten, das *System* als Gefüge von Oppositionen, d.h. funktionellen Möglichkeiten, das inhaltliche Funktionen und funktionelle Verfahren umfasst, mit den dem Verwirklichten entsprechenden Regeln, und den *Typus* mit den Prinzipien der materiellen und inhaltlichen Sprachgestaltung und den funktionellen Zusammenhängen [...].¹⁴⁰

Für unsere Zwecke ist es wichtig, nun zu fragen, inwiefern Georg von der Gabelentz' sprachtypologische Programmatik (welche er entweder nicht weiter explizieren konnte – den Essay zur *Typologie der Sprachen* verfasste er erst kurz vor seinem Lebensende – oder eventuell auch gar nicht weiter zu explizieren trachtete, weil er – wie Luschützky vermutet – „nicht die Fehler der von ihm kritisierten Autoren wiederholen oder, im Ver-

¹³⁸ Vgl. Coseriu: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*, S. 37

¹³⁹ Vgl. Coseriu: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*, S. 37f

¹⁴⁰ Coseriu: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*, S. 38

such, sie zu vermeiden, neue Fehler begehen wollte“¹⁴¹), bereits Aspekte späterer typologischer Ansätze antizipierte. In diesem Zusammenhang wollen wir uns daher im folgenden Punkt den Richtungen der Sprachtypologie des 20. Jahrhunderts zuwenden, in denen Georg von der Gabelentz' Idee einer *strukturellen* Typologie aufgegriffen und schließlich auch ausgearbeitet wurde.

4.5. Sprachtypologie im Anschluss an Gabelentz

Es sind vor allem die Arbeiten von Trubetzkoy, Skalička und Uspenskij, in denen sich laut Gustav Ineichen die Ansätze bzw. Initiativen zu einer *strukturalistischen* Typologie finden lassen. Ganz im Sinne Georg von der Gabelentz' geht es auch diesen Linguisten nicht um eine „Sprachcharakterisierung, die mit der Darstellung der einzelsprachlichen Individualität oder des 'Stils' einer Sprache befaßt [sic!] ist“, sondern vielmehr um eine „charakterisierende Typologie, die es sich zur Aufgabe macht, einzelne Sprachen nach typologisch relevanten Charakteristiken zu beschreiben“. Die linguistische Beschreibung fasste dabei – so Ineichen weiter – „jeweils eine Menge von Merkmalen ins Auge, und zwar genau diejenigen, die sich als relevant herausstellten“. Da bestimmte, typologisch relevante Merkmale gleichzeitig in verschiedenen Sprachen auftreten, wird somit eine Strukturverwandtschaft begründet.¹⁴²

Wie in der *Sprachwissenschaft* geht Gabelentz auch in seinem Aufsatz *Typologie der Sprachen, eine Aufgabe der Sprachwissenschaft* von Einzelcharakteristika aus, die er – so schreibt Brigitte Bartschat – „unbeschadet fehlender genetischer und geographischer Nähe in mehreren Sprachen vergleicht, wobei die übereinstimmende Kombination solcher Einzelmerkmale für ihn besonders interessant ist“. So sind beispielsweise seiner Ansicht nach – Bartschat weiter – Baskisch, Tibetisch und Grönländisch „genetisch und strukturell sehr verschieden, zeigen aber alle drei [...] gemeinsame Charakteristika“. Diesen Kombinationen von Einzelmerkmalen wollte Gabelentz nachspüren, und zwar unter Heranziehung möglichst vieler Sprachen.¹⁴³

Wie Coseriu also nicht zu Unrecht anmerkt, besteht zwischen Georg von der Gabelentz' entworfener sprachtypologischer Konzeption und beispielsweise den Arbeiten Vladimír

¹⁴¹ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 21

¹⁴² Vgl. Ineichen: *Allgemeine Sprachtypologie*, S. 92

¹⁴³ Vgl. Bartschat: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*, S. 91f

Skaličkas, auf den wir uns im Folgenden zunächst konzentrieren wollen, eine nicht zu leugnende Nähe.¹⁴⁴ *De facto* nimmt Skalička in seinen *Typologischen Studien*¹⁴⁵ auch mehrmals auf Gabelentz Bezug. Als Schüler des Prager Strukturalisten Vilém Mathesius, von dem bereits die Rede war, versuchte V. Skalička – wie Luschützky schreibt – „eine Synthese aus der sprachtypologischen Tradition und dem strukturalistischen Systemgedanken herzustellen“ und postulierte ein sog. „*typologisches Konstrukt*,[...] das Komplexe von Eigenschaften verschiedener grammatischer Komponenten zueinander in Beziehung setzt“. Er definierte den *Typus* als „ein Extrem, in welchem die einander günstigen Erscheinungen am vollsten entwickelt sind“. Wie Luschützky richtig erklärt, handelt es sich bei diesem Typusbegriff um ein Ideal, dem die in der Realität vorkommenden Sprachen nicht wirklich entsprechen müssen.¹⁴⁶ Gustav Ineichen erläutert die Sprachtypologie Skaličkas folgendermaßen:

In seinem Aufsatz von 1966 geht Skalička aus vom Typus „als eines Bündels von aufeinander abgestimmten Erscheinungen“. Diese Erscheinungen sind Merkmale, die miteinander mehr oder weniger gut verträglich sind. Das Auftreten eines bestimmten Merkmals schafft eine günstige Umgebung für ein anderes. Es ist deshalb möglich, diejenigen zu einem Typus zusammenzufassen, die man als kombinierbar erkennt, weil sie miteinander harmonieren. Ob solche Kombinationen in wirklichen Sprachen je auftreten, ist gleichgültig. [...] Eine solche Typologie ist ein Konstrukt. Sie stellt Extreme dar, denen sich die Sprachen – im Sinne unseres Begriffs der Approximation – unterschiedlich nähern. Das Konstrukt läßt [sic!] wahrscheinliche, unwahrscheinliche und auch unmögliche Sprachen zu: sie sind frei ableitbar, aber es gibt keine Entscheidung darüber, welche Konstellationen in einer menschlichen Sprache notwendig und welche möglich sind. Die Ansprüche der neueren Linguistik sind hier noch nicht vertreten.¹⁴⁷

Vladimír Skalička unterscheidet insgesamt fünf jener (Ideal-)Sprachtypen: *agglutinat*iv, *flektierend*, *isolierend*, *polysynthetisch* und *introflexiv*. Diese haben jeweils eine Reihe bestimmter typologischer Merkmale bzw. Eigenschaften. Sprachen lassen sich (je nach Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein typologischer Merkmale) nach V. Skalička¹⁴⁸ diesen fünf Typen zuordnen.¹⁴⁹ Untersucht man jene Typen Skaličkas im Hinblick auf die den Konstrukten zugrunde liegenden Kriterien, so seien laut Gustav Ineichen sieben

¹⁴⁴ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 29

¹⁴⁵ Skalička, Vladimír: *Typologische Studien*. Mit einem Beitrag von Petr Sgall. Hrsg. von Peter Hartmann. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg, 1979. (Schriften zur Linguistik, Bd. 11)

¹⁴⁶ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 25

¹⁴⁷ Ineichen: *Allgemeine Sprachtypologie*, S. 97

¹⁴⁸ 1.) *agglutinat*iv: Baskisch, Georgisch, Ungarisch, Türkisch, Japanisch, Mongolisch; 2.) *flektierend*: Tschechisch, Latein, Griechisch, Deutsch, Russisch, Spanisch; 3.) *isolierend*: Englisch Französisch; 4.) *polysynthetisch*: Chinesisch, Vietnamesisch, Thai; 5.) *introflexiv*: semitische Sprachen

¹⁴⁹ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 26

typologische Merkmalklassen erkennbar: 1.) Das gegenseitige Verhältnis von Wurzel- und Formelementen; 2.) die morphologische Unterscheidung der Wortklassen; 3.) die Verfahren der Wortbildung; 4.) das Verhältnis der wortbildenden Affixe zu den „Endungen“, d.h. der Ableitungsmorpheme zu den grammatischen; 5.) die phonematische Beschaffenheit der Formelemente; 6.) die Organisation der Wortfolge; und 7.) das Vorhandensein von Nebensätzen.¹⁵⁰ Diese sieben Merkmalklassen selbst werden von Vladimír Skalička allerdings nicht in dieser Form postuliert, woraus H.C. Luschützky schließt, „dass seine Typologie eben noch keine deduktive ist, sondern auf den Beobachtungen gewisser Sprachen“ beruhe, „die er eben kannte, die aber das gesamte typologische Spektrum der Sprachen der Welt bei weitem nicht repräsentieren“.¹⁵¹

Freilich ist bei Georg von der Gabelentz nichts von *typologischen Konstrukten* zu lesen. Jedoch hat die Typologie Skaličkas in gewisser Hinsicht die Gabelentzsche Richtung dennoch eingeschlagen, denn es geht um typologische Einzelmerkmale (Gabelentz: „Du hast das und das Einzelmerkmal, folglich hast du die und die weiteren Eigenschaften und den und den Gesamtcharakter!“), die bei V. Skalička aber bestimmte Idealsprachtypen konstituieren. Wir können an dieser Stelle festhalten, dass Vladimír Skalička im Bereich der Sprachtypologie zweifelsohne von Georg von der Gabelentz beeinflusst war. Wie z.B. Petr Sgall in seinem Aufsatz *Die Sprachtypologie V. Skaličkas* anmerkt, war es auch hinsichtlich der Beziehungen zwischen Typologie und Sprachgeschichte „besonders die von Georg von der Gabelentz stammende Lehre über den spiralförmigen Verlauf der sprachtypologischen Entwicklung“, die Skalička näher diskutierte (letztlich aber von ihm abgelehnt wurde) und mit der auch wir uns im nächsten Punkt noch näher befassen werden.¹⁵²

Wie Bartschat erklärt, kam auch der polnische Linguist Jan Baudouin de Courtenay, der wie Gabelentz „zu einer kritischen Distanz gegenüber den Junggrammatikern gelangt“ war, „zu einer Revision der klassischen morphologischen Typologie“. Auch er schloss wie Gabelentz (was wir im nächsten Punkt noch genauer sehen werden) hinsichtlich der Übergänge zwischen Sprachtypen eine Höherentwicklung aus und lehnte – Bartschat weiter – eine Klassifikation in Sprachtypen ab, und zwar „insbesondere aufgrund der Tatsache, daß [sic!] es nur ein statistisches Überwiegen bestimmter Strukturprinzipien

¹⁵⁰ Vgl. Ineichen: *Allgemeine Sprachtypologie*, S. 97f

¹⁵¹ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 27

¹⁵² Vgl. Sgall, Petr: *Die Sprachtypologie V. Skaličkas*. In: Skalička, Vladimír: *Typologische Studien*. Mit einem Beitrag von Petr Sgall. Hrsg. von Peter Hartmann. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg, 1979. (Schriften zur Linguistik, Bd. 11) S. 1

gäbe, daß letztlich in jeder Sprache isolierende, agglutinierende und flektierende Züge aufgefunden werden können“. Folglich forderte Baudouin de Courtenay, „die Typologie solle statt einer *Klassifikation* eine *vergleichende Charakterisierung* anstreben, viele Einzelmerkmale berücksichtigen“. „Ein solches Programm, wie es sich sowohl Georg von der Gabelentz als auch Jan Baudouin de Courtenay vorgestellt hatten“, liegt – so Bartschat – dann schließlich zum ersten Mal in den Arbeiten von Edward Sapir vor, dem wir uns nun zuwenden wollen.¹⁵³

Edward Louis Sapir (1884-1939) entwarf – wie Luschützky schreibt – in seinem Buch *Language* ein „typologisches Modell, das einen Meilenstein in der Entwicklung der Sprachtypologie darstellt und bis in die Gegenwart fortwirkt“.¹⁵⁴ Wie Ineichen erläutert, versucht Sapir, die Sprachtypen „miteinander in Beziehung zu bringen und sie mit Hilfe zusätzlicher Kriterien zu nuancieren“. „Werturteile über die Ausdrucksfähigkeit und Erörterungen über den vermeintlichen Entwicklungsstand“ (im Sinne einer Höherentwicklung), wie sie bei Humboldt u.a. im 18. und 19. Jahrhundert üblich waren, werden von Sapir (wie von Gabelentz) abgelehnt. Auch die traditionellen morphologischen Typen werden von ihm abgeändert. So wird das flexionelle Verfahren als „Fusion“ bezeichnet und „Sprachen, die ihre Stammelemente mit Hilfe von Reduplikation, innerem Vokal- oder Konsonantenwechsel oder durch Änderung der Dauer und der Betonung modifizieren, heißen symbolisch“. Es ergibt sich demnach folgende typologische Einteilung bei Sapir: *isolierende, agglutinierende, fusionierende* und *symbolische Sprachen*.¹⁵⁵

Im Prinzip basiert die Typologie Sapirs – so erklärt Luschützky – „auf der Kombination von drei Dimensionen, die selbst in sich typologisch organisiert“ sind. In einer ersten begrifflich-semantischen Dimension unterscheidet Sapir zwischen konkreten Begriffen (die „Wurzelbegriffe“ für Objekte, Eigenschaften, Aktionen und Zustände, welche an sich keine Beziehung zu anderen Bestandteilen einer Äußerung aufweisen; z.B. 'Stein', 'schwarz', 'werfen'), reinen Beziehungsbegriffen (abstrakte Begriffe, die Beziehungen zwischen den konkreten Begriffen herstellen; z.B. -es bei 'Kopf eines Hundes'), Ableitungsbegriffen (abstrakte Begriffe, die den konkreten eine andere Bedeutung verleihen; z.B. -chen bei 'Hündchen') und konkreten Beziehungsbegriffen (eine oft sprachspezifische Mischung reiner Beziehungsbegriffe und Ableitungsbegriffe). Während die konkreten Begriffe und die reinen Beziehungsbegriffe gleichsam obligatorisch sind, damit

¹⁵³ Vgl. Bartschat: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*, S. 92f

¹⁵⁴ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 28f

¹⁵⁵ Vgl. Ineichen: *Allgemeine Sprachtypologie*, S. 56f

in einer Sprache überhaupt etwas ausgedrückt werden kann, sind die Ableitungsbegriffe und die konkreten Beziehungsbegriffe weniger essentiell.¹⁵⁶

Was die typologische Dimension der formalen Kategorisierung anbelangt, so geht Sapir von der bereits genannten Einteilung in *isolierende*, *agglutinierende*, *fusionierende* und *symbolische* Sprachen aus. Als dritte Dimension kommt dann – so erklärt Luschützky – schließlich noch die Wortstruktur hinzu. Dabei geht es um die Anzahl der Morpheme, aus denen ein Wort besteht. Freilich sind die Übergänge hier natürlich fließend, aber es wird zwischen *analytisch* ('klein'), *synthetisch* ('Zer-klein-er-ung') und *polysynthetisch* ('Kunst-stoff-zer-klein-er-ung-s-an-lag-e') unterschieden. Für Sapir ergibt sich nun – so Luschützky – das typologische Spektrum aller Sprachen der Welt „aus der simultanen Anwendung der drei Dimensionen mit ihren jeweiligen Ausformungen“.¹⁵⁷

Wir sehen, dass bei Sapir der sprachtypologischen Programmatik Gabelentz' Rechnung getragen wird. Werden bei Vladimír Skalička anhand typologischer Einzelmerkmale der Sprachen *typologische Konstrukte* bzw. *deduktive* Sprachtypen postuliert, so werden bei Sapir im Sinne der Gabelentzschen Überlegungen *induktiv* über die *Einzelmerkmale* der Sprachen *Eigenschaften* ermittelt, die sozusagen (in Gabelentzscher Terminologie) die *entscheidenden Züge der Sprachphysiognomie* uns somit letztlich den *Gesamtcharakter* ausmachen. Zudem sieht man bei Sapir, welche dieser *entscheidenden Züge regelmäßig zusammentreffen*. Wie wir nun sehen werden, wurde im Anschluss an Sapir in gewisser Weise auch Gabelentz' Idee realisiert, dass die Strukturverwandtschaft der Sprachen *in ziffernmäßig bestimmten Formeln dargestellt* werden solle.

Wie Luschützky schreibt, hatten die von Edward „Sapir systematisierten Techniken der Isolation, Agglutination, Fusion und symbolischen Signifikation sowie Analytizität und Synthetizität grammatischer Konstruktionen“ die Eigenschaft, quantifizierenden Methoden zugänglich zu sein.¹⁵⁸ Dementsprechend nahm ungefähr dreißig Jahre später Joseph Harold Greenberg 1960 „die von Sapir vorgeschlagene Typisierung in revidierter Form wiederum auf“. Als Grundlage dienen – so Gustav Ineichen – „fünf Parameter, in deren Rahmen zehn morphologische Merkmale aufgrund ihrer relativen Häufigkeit numerisch indiziert werden“.¹⁵⁹ Wie Luschützky erklärt, entsprechen diese Indizes mathematisch

¹⁵⁶ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 29

¹⁵⁷ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 30f

¹⁵⁸ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 34

¹⁵⁹ Vgl. Ineichen: *Allgemeine Sprachtypologie*, S. 67

„immer dem Quotienten aus einer Zahl übergeordneter und einer Zahl in diesen enthaltenen untergeordneter Einheiten, wobei man diese Zahlen in der Regel so durcheinander dividiert, dass möglichst anschauliche Ergebnisse herauskommen, also z.B. die Zahl der Morpheme durch die Zahl der Wörter und nicht umgekehrt, weil so der Quotient der durchschnittlichen Zahl der Morpheme pro Wort entspricht“. Greenbergs Textcorpora umfassen dabei 100 Wörter pro Sprache.¹⁶⁰ Betrachten wir zur Verdeutlichung dieser typologischen Indizes einige Beispiele, die Luschützky anführt:

1. Syntheseindex (Zahl der Morpheme durch Zahl der Wörter, z.B. *Finger-hut*: Index = 2,0; *Vor-les-ung-s-mit-schri-f-t*: Index = 7,0)
2. Agglutinationsindex (Zahl der morphotaktisch transparenten Morphemfugen durch Zahl aller Morphemfugen, z.B. ungar. *asztal-ok-on* „auf den Tisch“: Index = 1,0; [...]; lat. *re-motio*: Index = 0,5 – von zwei Morphemfugen ist eine agglutinatív)
3. Kompositionsindex (Zahl der lexikalischen Morpheme durch Zahl der Wörter, z.B. *Ver-ein-heit-lich-ung*: Index = 1,0; *Ge-burt-s-tag-s-ge-schenk*: Index = 3,0)
4. Flexionsindex (Zahl der Flexionsmorpheme durch Zahl aller Morpheme, z.B. *Franz geh-t nach Haus-e*: Index = 0,33; lat. *Francisc-us i-t dom-um*: Index = 0,5)
5. Präfixationsindex (Zahl der Präfixe durch Zahl aller Morpheme, z.B. *Um-ver-teil-ung*: Index = 0,5; *Über-be-an-spruch-ung*: Index = 0,6)
6. Suffixationsindex (Zahl der Suffixe durch Zahl aller Morpheme, z.B. *Über-be-an-spruch-ung*: Index = 0,2; *Ver-ein-heit-lich-ung*: Index = 0,6)¹⁶¹

Bei Greenberg werden insgesamt zehn typologische Indizes unterschieden: *Syntheseindex*, *Agglutinationsindex*, *Kompositionsindex*, *Derivationsindex*, *Flexionsindex I*, *Präfixationsindex*, *Suffixationsindex*, *Isolationsindex*, *Flexionsindex II* und ein *Übereinstimmungsindex*. Diese Indizes erheben – so Ineichen – „den Anspruch auf Gültigkeit für alle Sprachen“. Die Schwierigkeit dieses Verfahrens liegt natürlich darin, dass bei allen Sprachen die Substitutionsklassen der Morpheme zu eruieren sind. Was die Bewertung der traditionellen Haupttypen anbelangt, so „erhielt eine analytische Sprache einen Syntheseindex von 1.00-1.99, eine synthetische Sprache einen solchen von 2.00-2.99, während eine polysynthetische Sprache über 3.00 zu liegen käme“ und eine agglutinierende Sprache einen Agglutinationsindex von über 0.50 aufweisen“ müsse. Damit wurden die traditionellen Haupttypen also gleichsam numerisch standardisiert.¹⁶² Wie wir sehen, wird bei Joseph Greenberg also die Strukturverwandtschaft der Sprachen ganz im Sinne Gabelentz' in ziffernmäßig bestimmten Formeln dargestellt, was ihn somit (bereits Ende

¹⁶⁰ Vgl. Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 35

¹⁶¹ Luschützky: *Sprachtypologie*, S. 35

¹⁶² Vgl. Ineichen: *Allgemeine Sprachtypologie*, S. 67f

des 19. Jahrhunderts) zu einem wichtigen Vordenker der Sprachtypologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts macht.

Freilich wurde die quantifizierende bzw. quantitative Sprachtypologie Greenbergs – wie Ineichen erläutert – in der Folge auch kritisiert (v.a. von Martinet), weil sie natürlich ihren Schwächen hat. Im Urteil von Winter (1970) ist – Ineichen weiter – das Verfahren Greenbergs aber „ein Meilenstein in der Entwicklung der Typologie“, weil damit „die Notwendigkeit ausgeschaltet (wurde), Sprachen mit widersprüchlichen Merkmalen wenigen Klassen mit angeblich wohldefinierten Begrenzungen zuzuordnen“. Hier hat sich die Sprachtypologie endgültig von jener des 19. Jahrhunderts losgelöst. „Statt also zu sagen: X ist eine agglutinierende Sprache, sind die Sätze Greenbergs von der Art: >Die Sprache X weist in einem Textstück von bestimmter Länge so und so viele agglutinierende Konstruktionen auf<“. Die Überlegungen Greenbergs sind für Gustav Ineichen „wegweisend, weil er seinerzeit die Dimensionen der quantifizierenden Typologie in den Grundzügen absteckt“. Besonders beachtlich ist jedoch, dass eine derartige *ziffernmäßige* Typologie bereits Ende des 19. Jahrhunderts von Georg von der Gabelentz angedacht wurde.

4.6. Gabelentz' Theorie des zyklischen Sprachwandels

Auch wenn wir uns damit neben der synchronen Sprachwissenschaft (mit den bisherigen Ausführungen zur synchronen Disziplin der Sprachtypologie) zugleich auf das Gebiet der diachronen Sprachwissenschaft (nämlich hinsichtlich des typologischen Sprachwandels) begeben, so soll jedoch in diesem Punkt Georg von der Gabelentz' Theorie des zyklisch verlaufenden Sprachwandels nicht unerwähnt bleiben, weil diese bereits einige Aspekte der späteren Grammatikalisierungstheorie antizipiert. Im Folgenden soll daher gezeigt werden, was Georg von der Gabelentz unter dem sog. „Spirallauf der Sprachgeschichte“ versteht und inwiefern seine Ausführungen zur Agglutination im Ansatz bereits wesentliche Vorgänge der sog. „Grammatikalisierung“ beschreiben.

Als ein hervorragender Kenner der chinesischen Sprache (und anderer ostasiatischer Sprachen), lehnte Gabelentz die Steinthalsche Einteilung in sog. „Formsprachen“ und „formlose Sprachen“ ab, da er der Meinung war, dass keine Sprache gänzlich formlos sei. Sein Blick „über den indogermanischen Gartenzaun“ hinweg ließ ihn schließlich –

wie Brigitte Bartschat richtig schreibt – überhaupt „zu einer Neubewertung der bisher festgeschriebenen Sprachtypen *isolierend* – *agglutinierend* – *flektierend* gelangen“. So haben aus seiner Sicht auch *isolierende* Sprachen eine Grammatik, die zwar „rein syntaktisch, auf die Mittel der Wortfolge und Formwörter angewiesen“ ist, aber dadurch keinesfalls „an formender Leistungskraft“ verliere. Die Grammatik (bzw. die Formung) basiert nach Gabelentz bei isolierenden Sprachen wie dem Chinesischen also gleichsam weitgehend auf der Syntax mit zusätzlichen „Formwörtern“ bzw. Hilfswörtern. Die *agglutinierenden* Sprachen verfügen in der Theorie Gabelentz' – wie Brigitte Bartschat weiter expliziert – „dann neben der Wortstellung und Hilfswörtern bereits über ein weiteres Formungsmittel“; nämlich „das Affix, das aus einem Hilfswort entstanden ist“. Was den *flektierenden* Sprachtyp betrifft, kommt Gabelentz ganz im Unterschied zu W. v. Humboldt (dem dieser Sprachtyp als der vollkommenste galt) zu der Einsicht, dass es sich bei diesem vielmehr um ein „Defectivsystem“ handle, da hier – so erklärt Bartschat – nicht jeder Stamm jede Form zu sich nimmt bzw. nicht jede Form sich an jeden Stamm anfügen lässt.¹⁶³

Gabelentz schreibt in seiner *Sprachwissenschaft* hinsichtlich der Agglutationstheorie, dass eine Sprache „nicht fix und fertig, nicht mit Schild und Speer, wie eine Athene, nicht ausgerüstet mit einer Vorrathe [sic!] von Wortformen und Formenwörtern dem Haupte des Menschen entsprungen, sondern allmählich geworden und weiter werdend“ sei. Was heute Affixe sind, das waren für Gabelentz „einst selbstständige Wörter, die nachmals durch mechanische und seelische Vorgänge in dienende Stellung hinabgerückt wurden“. Hatte man früher – wie Gabelentz anmerkt – von den ältesten Lautkörpern bzw. Wörtern der menschlichen Sprache angenommen, „sie müssten allesamt einsylbig [sic!] und unveränderlich gewesen sein“ und dafür die isolierenden Sprachen des östlichen Asiens (das Chinesische, Siamesische, Annamitische) angeführt, von denen man wohl gar behauptete, sie seien „auf jener Urstufe sitzen geblieben“, so möge man laut Gabelentz viel eher „annehmen, es seien jene besonders weit fortgeschritten“. Gabelentz bezweifelt ebenso „die durchgängige Einsylbigkeit und Unabänderlichkeit jener Urwörter“, da der Urmensch wahrscheinlich bereits mehrsilbige Lautkörper seiner Umwelt („Kikiriki“) nachgeahmt und auch die Veränderlichkeit der Laute wahrgenommen habe.¹⁶⁴

¹⁶³ Vgl. Bartschat: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*, S. 89f

¹⁶⁴ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 255

Sehen wir uns an, wie Georg von der Gabelentz dann im Folgenden seine Theorie eines zyklisch verlaufenden, typologischen Sprachwandels formuliert:

Nun bewegt sich die Geschichte der Sprachen in der Diagonale zweier Kräfte: Des Bequemlichkeitstriebes, der zur Abnutzung der Laute führt, und des Deutlichkeitstriebes, der jene Abnutzung nicht zur Zerstörung der Sprache ausarten lässt. Die Affixe verschleifen sich, verschwinden am Ende spurlos; ihre Functionen [sic!] aber oder ähnliche bleiben und drängen wieder nach Ausdruck. Diesen Ausdruck erhalten sie, nach der Methode der isolirenden [sic!] Sprachen, durch Wortstellung oder verdeutlichende Wörter. Letztere unterliegen wiederum mit der Zeit dem Agglutinationsprozeße, dem Verschleife und Schwunde, und derweile [sic!] bereitet sich für das verderbende neuer Ersatz vor: periphrastische Ausdrücke werden bevorzugt; mögen sie syntaktische Gefüge oder wahre Composita [sic!] sein (englisch: *I shall see*, – lateinisch *videbo* = *vide-fuo*): immer gilt das Gleiche: die Entwicklungslinie krümmt sich zurück nach der Seite der Isolation, nicht in die alte Bahn, sondern in eine annähernd parallele. Darum vergleiche ich sie der Spirale.¹⁶⁵

Gabelentz meint, dass diese Theorie einen „hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit“ habe. Alle Hauptvertreter der indogermanischen Sprachfamilie (mit Ausnahme des Keltischen, Armenischen, und Albanesischen) erscheinen – wie Gabelentz weiter erklärt – „bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten in einem Zustande der Agglutination, den man als Flexion bezeichnet“ habe, „zum Unterschiede von jenen reineren Typen des anfügenden (agglutinirenden [sic!]) Baues, die noch einer zugleich freieren und regelmässigeren Formenbildung geniessen [sic!]“. Erblicke man nun „in dieser den Höhepunkt der Agglutination“, so gewinne – wie Gabelentz erklärt – „die sogenannte Flexion unseres Sprachstammes eine andere, noch wörtlichere Bedeutung: die Agglutination selbst beugt und neigt sich abwärts, strebt der Isolation zu, periphrastische Formen nehmen überhand und erleiden ihrerseits langsamer oder schneller, mitunter wohl überaus schnell, das Schicksal der Agglutination“.¹⁶⁶

Wir sehen also, dass Gabelentz – wie Bartschat erklärt – „eine Höherentwicklung vom isolierenden über den agglutinierenden hin zum flektierenden Sprachtyp“ ausschloss. „Für ihn erwies sich vielmehr als die reinste und vollkommenste Art der Formung des sprachlichen Stoffes die Agglutination, eben wegen der Eigenheit, daß [sic!] jeder Stamm und jede Form miteinander kombinierbar sind“ und – so Bartschat weiter – „der Stamm nicht Beschränkungen dafür auferlegt, welche grammatische Form mit ihm verknüpft werden darf“. Wie Bartschat richtig schreibt, steht demnach also bei Gabelentz

¹⁶⁵ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 256

¹⁶⁶ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 256

„die Agglutination im Zentrum, alle Sprachen entwickeln sich zu ihr hin oder zu ihr zurück“. Er meinte dementsprechend, dass auch beim Chinesischen Spuren der Agglutination erkennbar seien und dass auch in einigen indogermanischen Sprachen die Flexion ganz offensichtlich von der Agglutination verdrängt werde.¹⁶⁷

Ebendiesen Prozess des Übergangs von Sprachtyp zu Sprachtyp bezeichnet Georg von der Gabelentz als „Spirallauf der Sprachgeschichte“. „Spirallauf“ deshalb, weil – wie Bartschat richtig erklärt – „Sprachen, die von der Flexion zur Agglutination bzw. weiter zur Isolierung übergehen, dies auf einem höheren Niveau tun, nicht zum Ausgangspunkt eines Kreises zurückkehren“. Aus diesem Grund meint Gabelentz auch – wie wir zuvor sahen –, dass das Chinesische (bzw. die isolierenden Sprachen überhaupt) in seiner Formenbildung nicht mit einer primitiven bzw. primären Isolierung der sog. Ursprache verglichen werden dürfe, da im Verlauf der Sprachgeschichte möglicherweise bereits einige Umformungen stattgefunden hätten.¹⁶⁸ Georg von der Gabelentz diesbezüglich in seiner *Sprachwissenschaft*:

Und wagen wir es einen Augenblick, uns in ihre vermeintliche Wurzelperiode hineinzuträumen: wer steht uns dafür, dass dies die erste, dass es nicht etwa die vierte, oder siebente oder zwanzigste ihres Vorlebens war? Dass sie, um zum Bilde von der Spirale zurückzukehren, nicht damals schon so und so viele [sic!] Umläufe hinter sich hatte. Was wissen wir von dem Alter des Menschengeschlechtes, was von der Langsamkeit oder Geschwindigkeit jener vorgeschichtlichen Wandelungen im Leben der Sprache?¹⁶⁹

Inwiefern antizipieren diese Überlegungen des Georg von der Gabelentz nun aber *in nuce* tatsächlich Aspekte der Grammatikalisierungstheorie? Damit die Zusammenhänge deutlich werden können, wollen wir im Folgenden zunächst klären, was unter *Grammatikalisierung* zu verstehen ist. Zu diesem Zweck beziehe ich mich auf die Einführung von Gabriele Diewald¹⁷⁰. Wie Diewald erklärt, können Sprachzeichen, abgesehen von Eigennamen, in zwei große Hauptgruppen eingeteilt werden: *lexikalische* Zeichen und *grammatische* Zeichen. Andere Bezeichnungen für diese beiden Gruppen sind auch „Inhaltswörter“ und „Funktionswörter“ oder „Lexem“ und „Grammem“. Sapir unterscheidet wiederum zwischen sog. „basic concepts“ (also „konkrete Inhalte“) und „relational

¹⁶⁷ Vgl. Bartschat: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*, S. 90

¹⁶⁸ Vgl. Bartschat: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung*, S. 90

¹⁶⁹ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 257

¹⁷⁰ Diewald, Gabriele: *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1997. (Germanistische Arbeitshefte, 36)
[Im Folgenden abgekürzt: *Grammatikalisierung*]

concepts“ (die „abstrakten“ Beziehungen). Es gibt also verschiedene Begriffspaare, von denen einige aber nicht optimal sind, weil sie – so Diewald weiter – „stark vereinfachen und jeweils eine Eigenschaft der zu klassifizierenden Zeichen benennen, die zwar prototypisch ist, aber nicht immer zutrifft“. Diese Problematik braucht an dieser Stelle allerdings nicht erörtert werden. Wichtig ist, dass die *lexikalischen* Zeichen – wie Diewald erklärt – „der Benennung von außersprachlichen Inhalten, z.B. der Beschreibung von Dingen oder Vorgängen“, dienen und damit denotative Funktion haben, während die *grammatischen* Zeichen dazu dienen, „Beziehungen zwischen den Sprachzeichen oder zwischen Sprachzeichen und Sprechsituation herzustellen“ und damit relationale Funktion haben.¹⁷¹

Wie Diewald unter Bezug auf Christian Lehmann erklärt, stellt „[d]as gleichzeitige Auftreten eines sprachlichen Zeichens in verschiedenen Stufen zwischen lexikalischer und grammatischer Funktion“ den *synchronen Aspekt* der Grammatikalisierung dar, dem nun aber ein *diachroner Aspekt* hinzugefügt werden kann, der „die Entstehung grammatischer Bedeutung bei einem Zeichen, das zunächst nur lexikalische Bedeutung hatte“, betrifft. Der historische Aspekt fand in der Sprachwissenschaft zuerst Beachtung. Es war A. Meillet, der als erster eine Definition der sog. *Grammatikalisierung* lieferte. In seinem Aufsatz *L' évolution des formes grammaticales* von 1912 zeigt er, dass – so Diewald – „grammatische Formen durch zwei verschiedene Prozesse entstehen, nämlich einerseits durch Analogie“, also durch die Bildung einer Form nach dem Modell einer anderen, oder eben durch *Grammatikalisierung*, welche Meillet – ins Deutsche übersetzt – als „Übergang eines autonomen Wortes in die Rolle eines grammatischen Elements“ und „Zuweisung eines grammatischen Charakters an ein einst autonomes Wort“ beschreibt. Wie Diewald jedoch richtig anmerkt, war Meillet „nicht der erste, der auf solche Erscheinungen aufmerksam wurde“.¹⁷²

Christian Lehmann liefert in seiner Abhandlung *Thoughts on Grammaticalization*¹⁷³ einen historischen Überblick über die Vorgänger der heutigen Grammatikalisierungsforschung. Lehmann zeigt dort, dass einige wesentliche Aspekte der sog. *Grammatikalisierung* bereits von August Wilhelm Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Franz Bopp sowie

¹⁷¹ Vgl. Diewald: *Grammatikalisierung*, S. 1f

¹⁷² Vgl. Diewald: *Grammatikalisierung*, S. 5f

¹⁷³ Lehmann, Christian: *Thoughts on Grammaticalization*. Erfurt: Arbeitspapiere des Seminars für Sprachwissenschaft der Universität Erfurt Nr. 9, 2002. (= Second, revised edition von Lehmann, Christian: *Thoughts on Grammaticalization*. München: LINCOM EUROPA, 1995. LINCOM Studies in Theoretical Linguistics, 1) [Im Folgenden abgekürzt: *Thoughts on Grammaticalization*]

auch Georg von der Gabelentz antizipiert werden. Besonders hebt er hier Humboldt hervor, der vier Stufen für die „grammatische Bezeichnung“¹⁷⁴ postuliert, die „durch verloren gehende Bedeutung der Elemente und Abschleifung der Laute in langem Gebrauch“ gewissermaßen miteinander verbunden seien. Bekannt wurde Humboldts Theorie, die u.a. auch von Franz Bopp und Georg von der Gabelentz aufgegriffen wurde, unter dem Begriff *Agglutinationstheorie*.¹⁷⁵ Rekapitulieren wir Gabelentz' Überlegungen, wonach sich die „Geschichte der Sprachen in der Diagonale zweier Kräfte“ bewege, nämlich „[d]es Bequemlichkeitstriebes, der zur Abnutzung der Laute führt, und des Deutlichkeitstriebes, der jene Abnutzung nicht zur Zerstörung der Sprache ausarten lässt“, so zeigt sich auch an dieser Stelle einmal mehr, wie sehr Gabelentz von Humboldt beeinflusst war. Demgemäß erklärt auch Christian Lehmann vollkommen richtig, dass Gabelentz die Theorie Humboldts aufgreift, sie jedoch aber auch entscheidend weiterentwickelt:

The extent to which Gabelentz is obliged to Humboldt emerges clearly from this quotation [über den bereits erörterten zyklisch verlaufenden, typologischen Sprachwandel]. On the other hand, two things are new here: First, an explanation for grammaticalization is offered, this being seen as a result of two competing forces, the tendency towards ease of articulation and the tendency towards distinctness. We will meet these again and again, in various disguises, in the subsequent literature. Secondly, the evolution is not conceived as linear, a leading from a primitive to an advanced stage, but as basically cyclic, though Gabelentz is cautious enough to use the more precise metaphor of the spiral. With the necessary refinements, this still corresponds to the most recent insights.¹⁷⁶

Wir sehen also, dass Christian Lehmann (zu Recht) darauf hinweist, dass in Georg von der Gabelentz' Theorie des zyklischen Sprachwandels bereits grundlegende Aspekte der kontemporären Grammatikalisierungstheorie antizipiert werden. So erläutert Gabriele Diewald hinsichtlich des Grammatikalisierungsprozesses, dass „[d]er Übergang einer lexikalischen, autonomen Form zu einer grammatischen, unselbstständigen Form“ sich keinesfalls plötzlich und abrupt ereignet, sondern ein Vorgang sei, „der sich über lange Zeiträume erstreckt und eine fließende, evolutive Veränderung“ darstelle. Weil lexikalische Zeichen zumeist freie Morpheme, grammatische Zeichen jedoch gebundene Morpheme sind, würden weiter fortgeschrittene Grammatikalisierungsprozesse laut Diewald

¹⁷⁴ 1.) „grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze“; 2.) „grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellung und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter“; 3.) „grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen“; und 4.) „grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter“

¹⁷⁵ Vgl. Lehmann: *Thoughts on Grammaticalization*, S. 1ff

¹⁷⁶ Lehmann: *Thoughts on Grammaticalization*, S. 3

auch formale Veränderungen aufweisen, „und zwar insofern, als grammatikalisierte Zeichen nach und nach ihren Status als freie Morpheme verlieren und zu gebundenen Morphemen werden“. Talmy Givón reduziert diesen Zusammenhang 1971 auf den ganz einfachen Satz: „Today's morphology is yesterday's syntax“.¹⁷⁷

Auch die Idee eines zyklischen Wandels findet sich in der Grammatikalisierungstheorie wieder, da – wie Diewald erörtert – „Grammatikalisierungsprozesse oft zu Zuständen führen, die den unterstellten Ausgangspunkten prinzipiell gleich sind, nur daß [sic!] anderes Sprachmaterial Verwendung findet“. Eines der bekanntesten Beispiele solcher Zyklen ist die Entwicklung des Futurs in den romanischen Sprachen. Wie Diewald unter Bezugnahme auf Paul Hopper und Elizabeth Traugott erklärt, gibt es im Französischen zwei Futurformen; eine synthetische, die älter und stärker grammatikalisiert ist (*nous chanterons*); und eine periphrastische, die jünger ist und mit einem Auxiliar (*aller* – 'gehen') gebildet wird (*nous allons chanter*). Die neuere, analytische Form ist – so Diewald – „expressiver und auffälliger“ und man könne „sich vorstellen, daß sie aus dem Bedürfnis nach Ausdrucksverstärkung entstanden ist“, während das ältere, synthetische *chanterons* „die routinemäßige, grammatikalisierte Standardform zum Ausdruck futurischen Zeitbezugs“ sei.¹⁷⁸

Nun entstand diese ältere, synthetische Form aber selbst aus einer periphrastischen, analytischen Form, und zwar aus dem Lateinischen (*cantare habemus* > *chanterons*). Dort bestand der Ausdruck „aus dem Infinitiv des Hauptverbs (*cantare*) und der flektierten Form von *habere*“. Im Lateinischen selbst gab es nun aber wiederum „zwei Futurformen, die Jahrhunderte lang nebeneinander existierten: das jüngere periphrastische *cantare habemus* und die ältere, synthetische Standardform *cantabimus*“. Zum Französischen setzte sich die periphrastische Form fort, während die synthetische Form verloren ging. Diese synthetische Form *cantabimus* kann man aber – so erklärt Gabriele Diewald weiter – „seinerseits auf eine vorlateinische, rekonstruierte Form zurückführen, die periphrastisch ist“ (**kanta bhumos* > *cantabimus*). Eine vorlateinische, synthetische Form ist – wenn es sie gab – laut Diewald nicht belegt.¹⁷⁹

Es gab also – expliziert Diewald – „in jedem vollständig bekannten synchronen System zwei Ausdrucksmöglichkeiten futurischer Zeitdifferenz, nämlich Affixe und periphras-

¹⁷⁷ Vgl. Diewald: *Grammatikalisierung*, S. 11

¹⁷⁸ Vgl. Diewald: *Grammatikalisierung*, S. 109

¹⁷⁹ Vgl. Diewald: *Grammatikalisierung*, S. 109f

tische Formen“. Das Konzept der Expressivität (bei Gabelentz genannt *Deutlichkeitstrieb* bzw. *Drang nach Ausdruck*) gibt hierfür laut Diewald die beste Erklärung. Weiters könne man hierbei sehen, dass – so G. Diewald weiter – „nicht nur einzelne Formen, sondern alle Formen in einem funktionalen Bereich gleichzeitig grammatikalisiert werden, wobei die Reduktion der älteren Formen und der Aufbau der neueren in wechselseitige[m] Zusammenspiel, und nicht in kausalen Abfolgen, verlaufen“. Die Sprecher wenden, wie wir sehen, „dieselben Mechanismen mit neuen Formen immer wieder an: z.B. einmal mit einem Verb der Bedeutung 'sein' als Auxiliar [(*bhumos*)], dann mit einem Verb, das 'haben' [(*habemus*)] bedeutet, schließlich mit einem dritten in der Bedeutung 'gehen' [(*allons*)]“. Diese Formen werden – ganz im Sinne der Überlegungen Gabelentz' – offenbar „nacheinander aus dem Lexikon rekrutiert und grammatikalisiert, bis sie durch Erosion in die Richtung des totalen Schwundes gehen“. Wie Diewald erläutert, ist dieser Zyklus auch der Grund „dafür, daß [sic!] die Sprachen nicht im Laufe der Zeit immer 'grammatischer' werden“.¹⁸⁰

¹⁸⁰ Vgl. Diewald: *Grammatikalisierung*, S. 110f

4.7. Resümee

Die Ausführungen in diesem Kapitel haben gezeigt, dass Georg von der Gabelentz im Bereich der Sprachtypologie eine bedeutende Rolle spielt. Obwohl er – wie wir sahen – kein eigenes umfassendes typologisches System mehr vorstellen konnte (oder wollte), so markiert seine sprachtypologische Programmatik doch bereits deutlich den Übergang von der traditionellen morphologischen Typologie des 19. Jahrhunderts hin zur neuen Typologie. Werden seine Ideen bei Vladimír Skalička, der über *typologische Konstrukte* auf gewisse Weise die traditionelle morphologische Typologie mit strukturalistischen Ansätzen verknüpft, nur zum Teil realisiert, so zeigt sich bei Sapir, dass die Typologie die von Gabelentz gewünschte Richtung eingeschlagen hat. Erst mit Greenberg (also ca. zwei Menschenalter später, wie wir in Bezug auf Luschützky hörten) wird dann aber Georg von der Gabelentz' sprachtypologischer Programmatik Rechnung getragen, die typologische Verwandtschaft statistisch dargestellt wissen will. Gabelentz darf daher als Vordenker der quantitativen bzw. quantifizierenden Typologie gelten. Zudem sahen wir auch, dass Gabelentz mit seiner Theorie des zyklischen verlaufenden (typologischen) Sprachwandels bereits grundlegende Aspekte der späteren Grammatikalisierungstheorie antizipiert. Am Ende sei an dieser Stelle nun nochmals erwähnt, dass er auch als erster den Terminus *Typologie* für jene sprachwissenschaftliche Disziplin wählte.

5. Gabelentz und die Grammatik

5.1. Vorbemerkung

In diesem fünften und letzten Kapitel wollen wir uns abschließend noch mit Georg von der Gabelentz' Überlegungen zur Grammatik auseinandersetzen. Zunächst soll in aller Kürze Gabelentz' Begriff der Grammatik erörtert werden. Im Anschluss daran werden wir uns seinem *analytischen* und *synthetischen* System der Grammatik zuwenden. Diese beiden komplementären Systeme sollen anhand der Ausführungen Gabelentz' in ihren Grundzügen vorgestellt werden. Danach werden wir dann sehen, dass Georg von der Gabelentz' *analytische* Grammatik der *strukturellen* Grammatik entspricht und dass die *synthetische* Grammatik *in nuce* bereits grundlegende Aspekte der späteren *generativen* Grammatik antizipiert. Die Bedeutung des Georg von der Gabelentz für die synchrone Sprachwissenschaft wird sich damit auch auf dem Gebiet der Grammatik offenbaren.

5.2. Grammatik bei Georg von der Gabelentz

Wie wir bereits hörten, ist Sprache für Gabelentz „gegliederter Ausdruck des Gedankens“ und der Gedanke eine „Verbindung von Begriffen“. Menschliche Sprache wolle aber – so Gabelentz – „nicht nur die zu verbindenden Begriffe und die Art ihrer logischen Beziehungen ausdrücken, sondern auch das Verhältniss [sic!] des Redenden zur Rede“, denn man wolle nicht nur *etwas*, sondern auch *sich* aussprechen, wodurch zu jenem *logischen* Faktor auch ein *psychologischer* hinzutrete. Als ein dritter Faktor kommen für Gabelentz schließlich „die räumlichen und zeitlichen Anschauungsformen“ hinzu. Nun sei die innere Sprachform laut Gabelentz „in ihrem grammatischen Theile nichts weiter als die Auffassung dieser drei Beziehungsarten: der logischen, der psychologischen und der räumlichzeitlichen“. Die Art und Weise, wie diese drei zum Ausdruck gebracht werden, nenne man Sprachbau und die Grammatik sei – so Gabelentz weiter – nun „die Lehre vom Sprachbaue, mithin von der Sprachform, der äusseren, das heisst [sic!] der Ausdrucksform für jene Beziehungen, und also mittelbar insoweit zugleich der inneren Form, das heisst der dem Sprachbaue zu Grunde liegenden Weltanschauung“.¹⁸¹

¹⁸¹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 81

Jene äußere und mithin auch innere Sprachform ist für Gabelentz „eine analytische, das heisst der Gedanke wird in seine Bestandtheile zerlegt und in diesem zerlegten Zustand zum Ausdrucke gebracht“. Der Analyse entspreche dann also – Gabelentz weiter – „als (synthetisches) Ergebniss [sic!] ein organisch gegliederter Körper, das heisst [also] ein Satz oder ein Satzwort[..], worinnen [sic!] das Ganze und die Theile zueinander in Wechselwirkung“ stünden. Wie Gabelentz meint, ist es somit für die Deskription unbedingt notwendig, eine Sprache auch praktisch zu beherrschen, weil die wissenschaftliche Darstellung nichts anderes sei, „als eine sachgemässe [sic!] Erklärung dieses Könnens“. In diesem Sinne werde – so Gabelentz – auch „die Grammatik zur Selbstschilderung, zur Selbstbespiegelung und zur Selbstanalyse“, denn der Sprachforscher habe es eben auch in diesem Fall – wie wir bereits hörten – „nicht mit einem todten [sic!] Körper zu tun, den er beliebig zerlegen und dann wieder liegen lassen kann, sondern mit der immer beweglichen Seele, mit seiner eigenen Seele: er muss zugleich ganz subjectiv [sic!] und ganz objectiv sein, denn eben seine Subjectivität wird ihm zum Objecte“.¹⁸²

„So gewiss jede Sprache Gesetze hat, nach denen sie sich zur Rede aufbaut“, so gewiss habe laut Gabelentz jede ihre Grammatik, denn diese sei „eben die Lehre vom Sprachbaue, – nicht bloss [sic!] von den Bausteinen und dem Mörtel, sondern auch vom Bauplane, nicht bloss von den Redetheilen [sic!] und ihren etwaigen Formen, sondern auch vom Satze“. „Eine Grammatik ohne Wort- und Formenbildung, nur aus Lautlehre und Syntax bestehend“ sei – wie wir bereits hörten und wie Gabelentz auch an dieser Stelle betont – möglich und „sogar nothwendig [sic!] bei den isolierenden Sprachen, die eine Wort- und Formenbildung nicht oder nicht mehr kennen“. Da die Syntax beim Aufbau der Rede eine zentrale Rolle spielt, ist sie für Gabelentz also auch wichtiger Bestandteil der Grammatik. Aus seiner Sicht müsse man hinsichtlich der Grammatik einer Sprache überhaupt bei der lebendigen Rede einsetzen, denn:¹⁸³

Ich kann eine Sprache, das heisst [sic!] erstens: ich verstehe sie, wenn ich sie höre oder lese, – und zweitens: ich wende sie richtig an, wenn ich in ihr rede oder schreibe. Insofern ich sie verstehe, stellt sie sich mir dar als Erscheinung, oder richtiger, als eine Gesamtheit [sic!] von Erscheinungen, die ich deute. Sofern ich sie anwende, bietet sie sich mir als Mittel, oder richtiger, als eine Gesamtheit von Mitteln zum Ausdruck meiner Gedanken. Dort war die Form gegeben und der Inhalt, der Gedanke zu suchen; hier umgekehrt: gegeben ist der Gedankeninhalt, und gesucht wird die Form, der Ausdruck. Dies leuchtet unmittelbar ein und hat längst in der bekannten Zweitheilung [sic!] der Wörterbücher seinen Ausdruck gefunden: Ich lese Latein, stosse [sic!]

¹⁸² Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 81f

¹⁸³ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 84

auf ein mir unbekanntes Wort, und schlage im lateinisch-deutschen Wörterbuche nach. Ich will lateinisch schreiben, es fehlt mir der richtige Ausdruck für diesen oder jenen Begriff: so suche ich nach ihm im deutsch-lateinischen Wörterbuche unter dem entsprechenden deutschen Worte. [...] Genug, in der Lexikographie ist jene Zweitheilung althergebracht, aber eine Frucht mehr des praktischen Bedürfnisses als einer Einsicht in das Wesen der Sache. Kein Wunder daher, dass die Grammatiker so lange nicht darauf verfallen sind, in ihren Werken etwas Ähnliches einzuführen [...].¹⁸⁴

Hier liegt für Gabelentz also die Herausforderung für den Sprachforscher, denn „[i]n der Grammatik ist die Sprache zugleich Gegenstand und Mittel ihrer Darstellung“. Als Darstellungsmittel sei sie – so Gabelentz weiter – fortlaufende Rede und als Darstellungsgegenstand ein Vermögen, das graphisch am besten zweidimensional, in Form einer Tabelle ausgedrückt werden könne, da eben alles in der Sprache „zugleich zu deutende Erscheinung und anzuwendendes Mittel“ sei, und man so „von jedem Punkte aus zwei Reihen überschauen könnte“. In unserem Geiste sei eine solche Tabelle laut Gabelentz vorhanden und daher sollten aus seiner Sicht auch die Grammatiker etwas Derartiges umsetzen. Es würden sich daraus dann „zwei einander nothwendig [sic!] ergänzende grammatische Systeme“ ergeben: das eine bezeichnet Georg von der Gabelentz als das *analytische*, „weil in ihm die Spracherscheinungen durch Zerlegung erklärt werden“; und das andere nennt er das *synthetische*, „weil es lehrt die grammatischen Mittel zum Aufbaue der Reden zu verwerthen“.¹⁸⁵

5.3. Analytische und synthetische Grammatik

Da für Gabelentz also – wie wir sahen – in der Sprache alles „zugleich Erscheinung und Mittel“ ist, und zwar „Erscheinung, die richtig gedeutet, Mittel, das richtig angewandt werden will“, postuliert er eine *analytische* und eine *synthetische* Grammatik. Dabei sei es „natürlich, dass das analytische System dem synthetischen vorangehe“, weil man die Spracherscheinungen deuten können müsse, ehe man die Sprachmittel anwenden kann. Die „Lehre vom Lautbefunde“ habe seiner Ansicht nach beiden System vorauszugehen, denn „die letzten stofflichen Elemente“, also die Laute, seien zwar durch Analyse zu entdecken, könnten aber – wie Gabelentz erklärt – nicht weiter vom Grammatiker analysiert werden; in der Synthese, wo sich die Laute im Zustande der Zusammensetzung

¹⁸⁴ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 84f

¹⁸⁵ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 85

befinden, seien sie ebenfalls lediglich hinzunehmen, da das synthetische System zu lehren habe, „wie man aus Wurzeln, Stämmen und Formen Wörter, wie man aus Wörtern Sätze aufbaut“ und nicht, wie man aus Lauten Wurzeln zusammenbaue. Dasselbe gelte – Gabelentz weiter – für die „ersten elementaren Kräfte[..], die den Sprachbau beherrschen“ und die Mittel der Wort- und Formenbildung, denn auch diese seien „im Sinne des Sprachbewusstseins elementar, nicht weiter zu zerlegen, nicht synthetisch zu schaffen“. „Nur Ihre Bedeutung und Anwendung“ bliebe laut Gabelentz in der Grammatik zu erörtern.¹⁸⁶

Was nun das *analytische* System betrifft, so habe sich der Grammatiker nach Gabelentz „zuvörderst auf den Standpunkt eines Eingeborenen zu versetzen“, der seine Sprache richtig versteht und sie in der Rede richtig anwende, „ohne sich von den Regeln, die ihn dabei leiten, Rechenschaft zu geben“. Der Sprachforscher muss also sprachlich auf dem Niveau eines *native speaker* (in heutiger Terminologie) sein, denn erst dann verstehe er – so Gabelentz – „den Sinn jeder Rede und jedes Wortes und findet in ihr [der Sprache] für seine Gedanken den entsprechenden Ausdruck“. Der regelmäßige Vorgang sei dann laut Gabelentz beim Nächstliegenden bzw. Auffälligsten zu beginnen und gleiche Erscheinungen mit gleicher Bedeutung zusammenzuschließen. Der analytische Weg sei somit „der Weg vom Weiteren zum Engeren“; und zwar erstens – Gabelentz weiter – in Rücksicht auf den *Stoff* und zweitens „in Rücksicht auf die Gesetze und Regeln“. Die Schwierigkeit bzw. der Grund, „warum sich weitere gemeingültige Vorschriften über die Einrichtung eines analytischen Systems nicht geben lassen“, ist laut Gabelentz dabei nun aber, dass jede Form des menschlichen Sprachbaues „eine besondere Form und Ordnung der analytischen Grammatik“ verlange.¹⁸⁷

Aus diesem Grund steht Gabelentz – wie er selbst sagt – vor dem Problem, „überhaupt ein Beispiel anführen zu können“, bezieht sich aber auf seine *Chinesische Grammatik*, in der er versucht hatte, beide Systeme getrennt zu behandeln. Dort zerfällt das analytische System – erklärt Gabelentz im Folgenden – in vier Hauptteile: „1. Stellungsgesetze, 2. Hülfsörter, 3. Bestimmung der Redetheile, 4. Abgrenzung der Satztheile und Sätze“. Warum diese Anordnung? Da die grammatischen Erscheinungen der Sprache laut Gabelentz aus den Grundgesetzen hergeleitet werden sollen und die Grundgesetze im Falle des Chinesischen Gesetze der Wortstellung seien, würden die Stellungsgesetze

¹⁸⁶ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 86ff

¹⁸⁷ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 88ff

daher zuerst zu behandeln sein. Unter den grammatischen Erscheinungen und Mitteln würden die „Hülfswörter“ die zweite Stellung einnehmen, „weil ihre Bedeutung und Anwendung unter der Herrschaft der Stellungsgesetze steht und nur aus diesen zu erklären“ sei. Da die jeweiligen Funktionen der Redeteile sich im Chinesischen „nach den Stellungserscheinungen und Hülfswörtern“ bestimmen, gebühre – so Gabelentz – „der Lehre von ihrer Ermittlung der dritte Platz“, der dann schließlich „die rein philologische Kunst der Satzabgrenzung“ zu folgen habe.¹⁸⁸

Das *analytische* System behandelt also aus der Sicht Gabelentz' die Fragen: „Wie ist die Sprache grammatisch zu verstehen? Das heisst [sic!]: Welches sind ihre grammatischen Erscheinungen? [W]ie sind dieselben organisch zu ordnen? [W]ie sind ihre mannigfaltigen Bedeutungen einheitlich zu erklären?“ Gegeben ist die Erscheinung und gesucht werde demnach ihre Deutung. Dies sei laut Gabelentz der Standpunkt „dessen, der die Rede vernimmt“. Auf dem Standpunkt des Redenden – erklärt Gabelentz – sei es nun demgegenüber so, dass diesem der Gedanke, den er Ausdrücken will, gegeben sei und er nach dem richtigen Ausdrucke, nach der richtigen „grammatischen Formung“ suche. „Die Gesichtspunkte, unter denen das analytische und das synthetische System der Grammatik eine Sprache betrachtet“, sind für Gabelentz also „geradezu entgegengesetzt“. So würden „die Dinge selbst in umgekehrter Ordnung vor die Blicke“ treten, denn führe in der Analyse „der Weg vom Ganzen in immer grösserer Specialisierung [sic!] durch die Theile [sic!]“, so gelte es laut Gabelentz nun, „aus den Stoff- und Formenelementen die Theile, aus den Theilen in stätig [sic!] fortschreitender Erweiterung das Ganze aufzubauen“. ¹⁸⁹ Gabelentz erklärt im Folgenden:

Man begreift leicht, wie bei dieser doppelten Betrachtungsweise die Gegenstände in ganz verschiedene Werthscalen [sic!] einrücken. Es kann etwas als grammatische Erscheinung höchst bedeutsam und schwierig sein, während es als grammatisches Ausdrucksmittel kaum mehr als beiläufige Erwähnung verdient. Und umgekehrt: Dinge, die zu den wirksamsten, feinsten, in der Anwendung schwierigsten grammatischen Mitteln gehören, mögen sich als Erscheinungen zu einer leicht übersehbaren Gruppe zusammenordnen. Mit anderen Worten: es ist manchmal sehr leicht, den richtigen Ausdruck zu finden, und doch sehr schwierig, zu erklären, wie dieser Ausdruck gerade zu dieser Bedeutung kommt. Und manchmal wieder mag es sehr schwierig sein, die richtigste Ausdrucksweise unter der Menge der sich bietenden zu wählen, und ist sie gefunden, so ist ohne Weiteres dem Hörer der Sinn einleuchtend, und der gewünschte Eindruck auf ihn ge-

¹⁸⁸ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 90f

¹⁸⁹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 93f

übt. Dies darf sogar als die Regel gelten, wenn anders Verständlichkeit und Eindringlichkeit der Zweck der Rede ist.¹⁹⁰

Georg von der Gabelentz bezeichnet das *synthetische* System auch als „grammatische Synonymik“, denn der Redende wolle „einen Gedanken, vielleicht auch eine Stimmung ausdrücken“, aber „im Hörer jedenfalls Verständniss [sic!], vielleicht auch eine gewisse Stimmung oder Willensneigung erregen“, wobei laut Gabelentz vieles „von dem stofflichen Theile [sic!] der Rede“, „von verdeutlichenden Zugaben, stimmungsvollen oder besonders treffend gewählten Substantiven, Adjectiven [sic!], Verbien, Adverbien“, d.h. von *lexikalischen* Mitteln, abhängt. Doch haben – so erklärt Gabelentz dann weiter – Logik, Psychologie, Ethik, Ästhetik auch an der *grammatischen* Formung der Sprache ihren Anteil. Wenn beispielsweise zwei Sätze in einer Kausalbeziehung stehen, könne man „diese Verhältnisse durch verschiedene Mittel auf Seiten des Vorder- oder Nachsatzes anzeigen“ („weil –, wenn –, darum –, dann u.s.w.“) und auch die Anordnung der Sätze bestimmen. Ebenso entscheide für Gabelentz beispielsweise „die gesellschaftliche Stellung des Redenden und des Angeredeten über die Wahl des grammatischen Formmittels“ und als psychologisch möchte er „diejenigen grammatischen Formenmitteln bezeichnen, in denen sich das seelische Verhältniss des Redenden zur Rede oder seine Absicht, auf den Angeredeten einzuwirken“, kundgebe.¹⁹¹ Gabelentz folgert:

Nun wird auch der Werth [sic!] des synthetischen Systemes einleuchten. Zunächst der praktische. Nicht nur handelt es sich um die richtige Handhabung der Sprache bis in ihre Feinheiten hinein, sondern auch um ihr vertieftes Verständniss [sic!]. Denn nie kann das Verständniss einer Rede tiefer sein, als wenn man die übrigen Mittel überblickt, deren sich etwa der Redner noch hätte zum Ausdrucke seines Gedankens bedienen können, und sich nun Rechenschaft giebt [sic!], wie die sich nach Sinn und Wirkung unterscheiden, und warum unter allen gebotenen Möglichkeiten gerade diese eine zur Thatsache [sic!] geworden ist. Aber auch der theoretische Werth für die Beurtheilung der Sprache ist leicht ersichtlich. Denn nun erst, nachdem wir die grammatischen Mittel unter dem synthetischen Gesichtspunkte geordnet haben, lässt sich einsehen, wie reich oder arm, wie fein oder grob der Formenapparat der Sprache, und welchen Richtungen und Zwecken er vorzugsweise zugewendet ist. Zweitens aber, und das habe ich am Chinesischen erprobt, kann das synthetische System zuweilen ein ebenso unerwartetes wie entscheidendes Licht auf räthelhafte Theile des analytischen werfen, zumal auf den genetischen Zusammenhang der grammatischen Erscheinungen.¹⁹²

¹⁹⁰ Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 94

¹⁹¹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 94f

¹⁹² Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 96f

Die Hauptschwierigkeit des synthetischen Systems liege laut Georg von der Gabelentz letztlich vor allem darin, „dass man neben und hinter den Denkgewohnheiten den feinen Bedeutungsunterschieden nachspüren“ müsse, denn unsere Sprache – Gabelentz weiter – gleiche „einem riesigen Arsenal, angefüllt mit unzähligen Werkzeugen, deren immer mehrere annähernd den gleichen Zwecken dienen“, wobei jeder einzelne Sprecher aber nur über eine kleine Anzahl von Geräten verfüge, nach denen er sozusagen „blindlings und ohne viel Besinnen“ immer das Taugliche ergreife. Hier gelte es dann aus der Sicht Gabelentz’ zu hinterfragen, „warum er nun dieses Stück in die Hand genommen [hat] und nicht jenes“ und worin das Gefühl des Sprechers beruhe, „dass die verschiedenen Geräte [sic] verschieden wirken“. In diesem Zusammenhang sehe man laut Gabelentz, dass die Philologen Recht hätten, „wenn sie den Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller in gründlichen, weitläufigen Abhandlung erörtern“.¹⁹³

Wie Gabelentz meint, müsse es im Falle des *synthetischen* Systems möglich sein, „ein im Wesentlichen gemeingültiges Schema zu finden“, das „Fächer für Alles und Jedes“ habe, „was eine Sprache durch grammatische Mittel ausdrücken mag“. Auch hier führt Gabelentz als Beispiel das *synthetische* System in seiner *Chinesischen Grammatik* an, betont aber explizit, dass es sich dabei nur um einen ersten Versuch handle. Die *synthetische* Grammatik des Chinesischen zerfällt dort in vier Hauptstücke: 1.) Die Satztheile, 2.) Der einfache Satz, 3.) Der zusammengesetzte Satz und 4.) Die Stilistik. Im ersten Hauptstück werden zum Beispiel hinsichtlich der Satztheile folgende Fragen beantwortet: „Wie werden sie, z.B. die Substantiva, Adjectiva [sic!], Verba u.s.w., gebildet?“; „Wie können sie erweitert werden?“; „Durch welche Mittel werden Satztheile [sic!] ersetzt?“ „Wann dürfen und wann sollen Satztheile weggelassen werden?“¹⁹⁴

Das zweite Hauptstück („Der einfache Satz“) teilt Georg von der Gabelentz dann in drei Kapitel: 1.) Subjekt, Prädikat, Objekt; 2.) Psychologisches Subjekt, Inversionen; 3.) Kopula, Modalität. Das erste Kapitel umfasse laut Gabelentz „die Lehre von den zwei wesentlichen Bestandtheilen [sic!] des einfachen Satzes: dem Subjecte und dem Prädicate, und den Erweiterungen dieses letzteren durch directe und indirecte Objecte [sic!], mithin“ den verschiedenen Formen des finiten Verbums (aktiv, passiv, reflexiv etc.) sowie den unterschiedlichen Fällen (Nominativ, Dativ, Akkusativ). Im zweiten Kapitel handle es sich „um die Fälle, wo die gemeingültigen Stellungsgesetze durchbrochen, wohl auch

¹⁹³ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 98f

¹⁹⁴ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 100f

mittels besonderer Constructionen umgangen, oder wo doch, unbeschadet dieser Gesetze einzelne Satztheile besonders hervorgehoben werden sollen“. Das dritte Kapitel vereinige dann laut Gabelentz „in sich die Lehre von der logischen Modalität, das heisst [sic!] von dem Verhältnisse des Prädicates als eines bejahenden, verneinenden, thatsächlichen, möglichen, nothwendigen, ausschliesslichen u.s.w. zum Subjecte“, und zweitens „die Lehre von der psychologischen Modalität, das heisst von der Beziehung des Redenden zur Rede, ob er mittheilt, fragt, ausruft, befiehlt oder bittet, ob er mit Entschiedenheit oder mit bescheidener Zurückhaltung, vermuthend, fürchtend, hoffend, zweifelnd spricht“. Das dritte Hauptstück („Der zusammengesetzte Satz“) bespreche in der Folge dann „die Mittel, welche die Sprache besitzt, um den logischen Zusammenhang der Gedanken darzustellen“, und das vierte Hauptstück schließlich zur Gänze die Stilistik der Sprache.¹⁹⁵

5.4. Strukturelle und generative Grammatik

Wie Coseriu in seinem Aufsatz über *Georg von der Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft* nicht zu Unrecht anmerkt, ist Gabelentz mit diesen Überlegungen auch auf dem Gebiet der Grammatik ein Innovator.¹⁹⁶ Es muss aber – wie Manfred Ringmacher in seinem Beitrag *Analytisches und synthetisches System: Georg von der Gabelentz und die grammatische Tradition* zeigt – berücksichtigt werden, dass derartige Ansätze bereits vor Gabelentz angedacht worden sind. So wird laut Ringmacher zum Beispiel schon 1839 im Werk von Christian Carl Reisig, dem Begründer der Semasiologie, eine Erweiterung der Grammatik über Etymologie und Syntax hinaus um die Semasiologie bzw. Bedeutungslehre empfohlen. Aber auch die beiden Grammatiker Prémare und Rémusat können – wie Ringmacher erläutert – in diesem Fall als Vorläufer angesehen werden.¹⁹⁷

Wie wir sahen, kann bei Georg von der Gabelentz aber nicht mehr von Ansätzen die Rede sein, denn er entwickelt konkrete Ideen zu einem *analytischen* und *synthetischen* System und realisiert tentativ auch beide Systeme in seiner *Chinesischen Grammatik*.

¹⁹⁵ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 102ff

¹⁹⁶ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 30

¹⁹⁷ Vgl. Ringmacher, Manfred: *Analytisches und synthetisches System: Georg von der Gabelentz und die grammatische Tradition*. In: *Linguistik jenseits des Strukturalismus*. Akten des II. Ost-West-Kolloquiums Berlin 1998. Hrsg. von Kennosuke Ezawa, Wilfried Kürschner, Karl H. Rensch und Manfred Ringmacher. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2002. S. 155-171

Die *analytische* Grammatik Georg von der Gabelentz' entspricht – wie Coseriu richtig erklärt – „der heutigen strukturellen Grammatik und geht vom Satz aus, um dann zu den kleinsten grammatikalischen Einheiten des jeweiligen Sprachsystems“ zu gelangen. Sie ist demnach also eine *semasiologische* Grammatik, „deren Untersuchungsrichtung vom *signifikant* zum *signifié* verläuft“. Die *synthetische* Grammatik Gabelentz' entspricht für Eugenio Coseriu „eher der gegenwärtigen generativen Grammatik“, denn sie gehe vom auszudrückenden Inhalt aus „und will zum Ausdruck mit dem Satz gelangen, d.h. sie geht von der ‚parole non organisée‘ über die Sprache zur ‚parole organisée‘“ und sei damit ein *onomasiologisches* System der Grammatik, „dessen Untersuchungsrichtung vom *signifié* zum *signifikant* verläuft“. ¹⁹⁸

Georg von Gabelentz' Unterscheidung von *analytischer* und *synthetischer* Grammatik spiegelt also in gewisser Weise die heutige Unterscheidung zwischen *struktureller* und *generativer* Grammatik wider, denn „[b]eschäftigen sich die Hauptvertreter des Strukturalismus zunächst hauptsächlich mit der *Segmentierung* und *Klassifikation* von Einheiten des Sprachsystems, so tritt mit der generativen Transformationsgrammatik Ende der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Frage nach den kombinatorischen Prinzipien der vom Strukturalismus isolierten Einheiten in den Mittelpunkt der theoretischen Entwicklungen“. Die von Noam Chomsky begründete *generative* Grammatik (heute mehr ein Überbegriff für verschiedene generative Grammatikmodelle) stellt in der Phonologie „die Frage nach der Kombinatorik der einzelnen Laute zu Silben, die Morphologie interessiert sich für die Bildung komplexer Wörter, aber vor allem in der Syntax wird nach den grammatischen Regeln und Prinzipien gefragt, mit denen es den Sprechern einer Sprache gelingt unendliche viele Sätze zu verstehen und zu produzieren“. Ebenso wird auch die Semantik unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. ¹⁹⁹

Abgesehen von der „Lehre vom Lautbefunde“, die Georg von der Gabelentz – wie wir sahen – weder im *analytischen* noch im *synthetischen* System, sondern gänzlich separat behandelt wissen wollte, verfolgt die *generative* Grammatik also dasselbe Ziel wie die *synthetische* Grammatik Gabelentz'. Wie Coseriu außerdem anmerkt, zitiert Gabelentz in der *Sprachwissenschaft* „nach seiner Chinesischen Grammatik eine ganze Reihe von Transformationsregeln^[200]“ (z.B. diejenigen für eine Verwandlung der aktiven Sätze in

¹⁹⁸ Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 30

¹⁹⁹ Vgl. Jungen, Oliver / Lohnstein, Horst: *Einführung in die Grammatiktheorie*. München: Wilhelm Fink Verlag, 2006. (= UTB, 2676) S. 106

²⁰⁰ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 118

passive, des Attributes in einen Relativsatz, und von dort aus in einen Nominalausdruck)“ und „die Reihenfolge, in der diese Regeln anzuwenden wären“. Des Weiteren gebrauche Gabelentz laut Coseriu auch schon „Transformation“ und „transformieren“ entsprechende Begriffe, nämlich *Verwandlung* und *verwandeln*. Es ist auch interessant, dass Gabelentz – wie Coseriu schreibt – „nicht die Auffassung vertritt, man könne die synthetische durch die analytische Grammatik ersetzen, sondern im Gegenteil ausdrücklich bemerkt, daß [sic!] beide Standpunkte legitim und notwendig seien“, wenn er hinsichtlich einer *allgemeinen* Grammatik schreibt, dass die Sprachen „synoptisch, einmal in Rücksicht auf ihr Erscheinungen, und dann in Rücksicht auf ihre Leistungen beurtheilt [sic!] werden“²⁰¹ wollen.²⁰²

5.5. Resümee

So hat sich also in diesem letzten Kapitel gezeigt, dass Georg von der Gabelentz auch im Bereich der Grammatik bereits innovative Ideen hatte. Seine *analytische* Grammatik sollte in der Folge dann der *strukturellen* Grammatik entsprechen und seine *synthetische* Grammatik antizipiert interessanterweise *in nuce* bereits einige grundlegende Aspekte der späteren *generativen* Grammatik. Für die vollständige Erfassung der Grammatik einer Sprache seien – wie wir sahen – aus der Sicht Gabelentz’ beide Perspektiven zu berücksichtigen. Nachdem sich Georg von der Gabelentz’ Innovativität abschließend auch auf dem Gebiet der Grammatik zeigen ließ, haben wir einmal mehr gesehen, dass er zu Unrecht von der synchronen Sprachwissenschaft vergessen wurde.

²⁰¹ Vgl. Gabelentz: *Die Sprachwissenschaft*, S. 479

²⁰² Vgl. Coseriu: *Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*, S. 30f

Schlussfolgerung

Die Zielsetzung dieser Arbeit war, die Bedeutung des Georg von der Gabelentz für die synchrone Sprachwissenschaft aufzuzeigen. Die vorangegangenen Ausführungen haben deutlich bewiesen, dass Gabelentz auf dem Gebiet der synchronen Sprachwissenschaft eine bedeutende Rolle konzidiert werden muss. Rekapitulieren wir nun noch einmal die Ergebnisse der einzelnen Kapitel. Bereits im ersten Kapitel („Gabelentz und die Sprachwissenschaft“) konnten wir nach einer kurzen Introduction zu Georg von der Gabelentz sehen, dass dieser erheblich von Wilhelm von Humboldt beeinflusst war. Des Weiteren stellte sich heraus, dass die historisch-vergleichende Methode der Junggrammatiker für Gabelentz die sprachwissenschaftliche Forschung nicht zu erschöpfen vermochte. Daher befand Gabelentz sich in ständiger Auseinandersetzung mit den Junggrammatikern. Er richtete sein Augenmerk neben der historisch-genealogischen Sprachforschung auch auf die (synchrone) einzelsprachliche Forschung.

Das zweite Kapitel („Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure“) befasste sich mit der Rolle Gabelentz' bei der Begründung der synchronen Sprachwissenschaft. Hinsichtlich der *strukturalistischen* Sprachauffassung bzw. -deskription ließen sich hier auffallende Similaritäten zwischen Georg von der Gabelentz und Ferdinand de Saussure feststellen. Besonders was Sprachbegriff und sprachwissenschaftliche Systematik anbelangt, zeigten sich einige Parallelen, die uns zu dem Schluss kommen ließen, dass neben Ferdinand de Saussure auch Georg von der Gabelentz als ein Begründer der synchronen Sprachwissenschaft angesehen werden muss.

Im Folgenden wurde dann anschließend Georg von der Gabelentz' Bedeutung für die synchrone Sprachwissenschaft anhand konkreter Beispiele aus dem Bereich der Syntax, der Sprachtypologie und der Grammatik erörtert. Zunächst widmeten wir uns im dritten Kapitel („Gabelentz' Einflüsse im Bereich der Syntax“) den Überlegungen Gabelentz' zur Syntax. Nach einigen grundlegenden Bemerkungen zum Syntaxbegriff Gabelentz' wurde dessen Konzeption eines *psychologischen Subjekts* und *Prädikats* vorgestellt, die einen Anteil daran hatte, dass man in der Deskription syntaktischer Strukturen neben einer rein formalgrammatischen Satzanalyse (mit Hilfe rein grammatischer Kategorien wie Subjekt und Prädikat) auch eine *funktionale* Betrachtungsweise entwickelte. Die Nähe der Überlegungen Georg von der Gabelentz' zur Thema-Rhema-Gliederung bzw.

zur *funktionalen* Satzperspektive hat uns gezeigt, dass seine Bedeutung auch im Bereich der Syntax keinesfalls zu unterschätzen ist.

Die Ausführungen im vierten Kapitel („Gabelentz’ Bedeutung für die Sprachtypologie“) haben uns vor Augen geführt, dass Gabelentz auch im Bereich der Sprachtypologie eine bedeutende Rolle spielt. Obwohl er selbst kein typologisches System vorstellen konnte (oder wollte), markiert seine sprachtypologische Programmatik doch gewissermaßen den Übergang von der traditionellen morphologischen Typologie des 19. Jahrhunderts hin zur neueren Typologie. So identifizierten wir Gabelentz als einen Vordenker der quantitativen bzw. quantifizierenden Typologie. Zudem sahen wir auch, dass Gabelentz mit seiner Theorie eines zyklisch verlaufenden, typologischen Sprachwandels bereits einige wesentliche Aspekte der späteren Grammatikalisierungstheorie antizipiert. Georg von der Gabelentz, der als erster den Terminus *Typologie* wählte, konnte also auch auf diesem Gebiet der synchronen Sprachwissenschaft einen wertvollen Beitrag leisten.

Im fünften und letzten Kapitel („Gabelentz und die Grammatik“) ließ sich Georg von der Gabelentz’ Innovativität abschließend auch auf dem Gebiet der Grammatik zeigen. Wir haben gesehen, dass seine *analytische* Grammatik (in ihrer Untersuchungsrichtung ein *semasiologisches* System) der späteren *strukturellen* Grammatik entspricht und dass seine *synthetische* Grammatik (in ihrer Untersuchungsrichtung ein *onomasiologisches* System) *in nuce* bereits Überlegungen der *generativen* Grammatik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts antizipiert, indem sie nach den kombinatorischen Prinzipien und Regeln der grammatischen Einheiten fragt.

Ingesamt muss als wesentliches Ergebnis dieser Arbeit festgehalten werden, dass Georg von der Gabelentz zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist. Seine Bedeutsamkeit für die synchrone Sprachwissenschaft konnte in dieser Arbeit auf verschiedenen Teilgebieten nachgewiesen werden. Eugenio Coseriu gebührt in diesem Zusammenhang besonderer Dank, da er in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vermehrt auf die Vordenkerrolle des Sprachwissenschaftlers und Sinologen Georg von der Gabelentz hingewiesen hat. Wir haben mit dieser Arbeit gesehen, dass Coseriu Recht zu geben ist.

Literaturverzeichnis

- Bartschat, Brigitte: *Der Beitrag H. G. C. von der Gabelentz' zur Entwicklung der allgemeinen Sprachwissenschaft*. In: *Hans Georg Conon von der Gabelentz. Erbe und Verpflichtung*. Hrsg. von Eberhardt Richter und Manfred Reichardt. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, 1979. (Linguistische Studien: Reihe A, 53)
- Bartschat, Brigitte: *Sprachwissenschaft und Sprachforschung bei Georg von der Gabelentz*. In: *Sprachwissenschaftsgeschichte und Sprachforschung: Ost-West-Kolloquium*, Berlin 1995; *Sprachform und Sprachformen: Humboldt, Gabelentz, Sekiguchi*. Hrsg. von Eugenio Coseriu, Kennosuke Ezawa und Wilfried Kürschner. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1996.
- Böttger, Walter: *Gabelentz, Hans Georg Conon von der*. In: *Neue Deutsche Biographie*. Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Duncker & Humblot, 1964. Bd. 6
- Coseriu, Eugenio: *Georg von der Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft*. In: *Gabelentz, Georg von der: Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Mit einer Studie neu herausgegeben von Gunter Narr und Uwe Petersen. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 1984 (= 3. Auflage). (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 1)
- Coseriu, Eugenio: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachtypologie*. In: *Linguistik jenseits des Strukturalismus*. Akten des II. Ost-West-Kolloquiums Berlin 1998. Hrsg. von Kennosuke Ezawa, Wilfried Kürschner, Karl H. Rensch und Manfred Ringmacher. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2002.
- Diewald, Gabriele: *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1997. (Germanistische Arbeitshefte, 36)
- Dürscheid, Christa: *Syntax. Grundlagen und Theorien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000. (Studienbücher zur Linguistik, Bd. 3)

Ernst, Peter: *Zur Einführung in das Studium der Sprachwissenschaft*. In: Ernst, Peter [Hrsg.]: *Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft*. Mit Beiträgen von Otto Back, Peter Ernst, Gottfried Fischer, Miriam Harwart, Thomas Herok, Sergios Katsikas, Peter Kuhn, Hans Christian Luschützky, Wolfgang Mieder, Franz Patocka, Heinz-Dieter Pohl, Hermann Reichert, Richard Reutner, Richard Schrodtt, Maria Vassilakou. Wien: Edition Praesens, 1999 (= 2., verbesserte und vermehrte Auflage). 1. Beitrag, S. 1-14.

Gabelentz, Georg von der: *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Mit einer Studie neu herausgegeben von Gunter Narr und Uwe Petersen. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 1984 (= 3. Auflage). (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 1)

Gabelentz, Georg von der: *Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik*. In: *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft*. Hrsg. von Techmer, Friedrich. Leipzig: Johann Ambrosius Barth, 1887 (= 3. Bd.). S. 93-109

Humboldt, Wilhelm von: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. In: Wilhelm von Humboldt – Werke in fünf Bänden. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996 (= 8., unveränderte Auflage). Bd. 3 (= Schriften zur Sprachphilosophie)

Ineichen, Gustav: *Allgemeine Sprachtypologie. Ansätze und Methoden*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1991 (= 2., aktualisierte und erweiterte Auflage). (Erträge der Forschung, Bd. 118)

Jungen, Oliver / Lohnstein, Horst: *Einführung in die Grammatiktheorie*. München: Wilhelm Fink Verlag, 2006. (= UTB, 2676)

- Lehmann, Christian: *Thoughts on Grammaticalization*. Erfurt: Arbeitspapiere des Seminars für Sprachwissenschaft der Universität Erfurt Nr. 9, 2002. (= Second, revised edition von Lehmann, Christian: *Thoughts on Grammaticalization*. München: LINCOM EUROPA, 1995. LINCOM Studies in Theoretical Linguistics, 1)
- Luschützky, Hans Christian: *Sprachtypologie*. In: Ernst, Peter [Hrsg.]: *Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft*. Mit Beiträgen von Otto Back, Peter Ernst, Gottfried Fischer, Miriam Harwart, Thomas Herok, Sergios Katsikas, Peter Kuhn, Hans Christian Luschützky, Wolfgang Mieder, Franz Patocka, Heinz-Dieter Pohl, Hermann Reichert, Richard Reutner, Richard Schrodtt, Maria Vassilakou. Wien: Edition Praesens, 1999 (= 2., verbesserte und vermehrte Auflage). 20. Beitrag, S. 1-54.
- Paul, Hermann: *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen: Niemeyer Verlag, 1966 (= siebente, unveränderte Auflage).
- Richter, Eberhardt / Reichardt, Manfred / Selter, Gerhard / Gaudes, Rüdiger / Reichardt, Shu-xin / Taube, Manfred / Herms, Irmtraud: *Hans Georg Conon von der Gabelentz – Erbe und Verpflichtung*. In: *Hans Georg Conon von der Gabelentz. Erbe und Verpflichtung*. Hrsg. von Eberhardt Richter und Manfred Reichardt. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, 1979. (Linguistische Studien: Reihe A, 53)
- Ringmacher, Manfred: *Analytisches und synthetisches System: Georg von der Gabelentz und die grammatische Tradition*. In: *Linguistik jenseits des Strukturalismus*. Akten des II. Ost-West-Kolloquiums Berlin 1998. Hrsg. von Kennosuke Ezawa, Wilfried Kürschner, Karl H. Rensch und Manfred Ringmacher. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2002. S. 155-171
- Saussure, Ferdinand de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hrsg. von Charles Ballly und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Übersetzt von Herman Lommel. Berlin / New York: Walter de Gruyter, 2001 (= 3. Auflage / Mit einem Nachwort von Peter Ernst).

Sgall, Petr: *Die Sprachtypologie V. Skaličkas*. In: Skalička, Vladimír: *Typologische Studien*. Mit einem Beitrag von Petr Sgall. Hrsg. von Peter Hartmann. Braunschweig /Wiesbaden: Vieweg, 1979. (Schriften zur Linguistik, Bd. 11)

Skalička, Vladimír: *Typologische Studien*. Mit einem Beitrag von Petr Sgall. Hrsg. von Peter Hartmann. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg, 1979. (Schriften zur Linguistik, Bd. 11)

Trabant, Jürgen: *Traditionen Humboldts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 877)

Welke, Klaus: *Funktionale Satzperspektive. Ansätze und Probleme der funktionalen Grammatik*. Münster: Nodus Publikationen, 1992.

Anhang

Zusammenfassung

Wie der Titel *Die Bedeutung des Georg von der Gabelentz für die synchrone Sprachwissenschaft* bereits andeutet, will diese Arbeit die Leistungen des allgemeinen Sprachwissenschaftlers und Sinologen Georg von der Gabelentz (1840-1893) auf dem Gebiet der synchronen Sprachwissenschaft untersuchen. Nach einer kurzen Introduction Georg von der Gabelentz' und einer sprachwissenschaftsgeschichtlichen Verortung soll dessen Rolle bei der Begründung der synchronen Sprachwissenschaft in einem Vergleich mit Ferdinand de Saussure erörtert werden. Im Anschluss daran wird Gabelentz' Bedeutung für die synchrone Sprachwissenschaft anhand konkreter Beispiele aus dem Bereich der Syntax, der Sprachtypologie und der Grammatik aufgezeigt. Auf dem Gebiet der Syntax soll Georg von der Gabelentz' Konzeption des *psychologischen Subjekts* und *Prädikats* vorgestellt und *in nuce* als Vorstufe der heutigen Thema-Rhema-Gliederung bzw. der *funktionalen* Satzperspektive begriffen werden. Im Bereich der Sprachtypologie werden Gabelentz' sprachtypologische Programmatik und Theorie des zyklisch verlaufenden, typologischen Sprachwandels erörtert. Seine sprachtypologischen Überlegungen sollen dann mit drei verschiedenen typologischen Systemen des 20. Jahrhunderts, und seine Ausführungen zum typologischen Sprachwandel mit der heutigen Grammatikalisierungstheorie in Bezug gesetzt werden. Dabei soll dann einmal mehr die Vordenkerrolle Georg von der Gabelentz' auf dem Gebiet der synchronen Sprachwissenschaft zum Vorschein kommen. Zuletzt werden schließlich die Überlegungen Gabelentz' zu einer sog. *analytischen* und einer *synthetischen* Grammatik präsentiert. Auch an dieser Stelle sollen Bezüge zur kontemporären Sprachwissenschaft, nämlich der *strukturellen* und *generativen* Grammatik, hergestellt werden. Anhand der Ausführungen in dieser Arbeit wird die Bedeutung des Georg von der Gabelentz für die synchrone Sprachwissenschaft insgesamt ersichtlich werden.

Curriculum Vitae

Name

Stefan Orłowski

Geboren

am 06.07.1985,

in Hoyerswerda (D)

1992-1996:

Öffentliche Volksschule Wien XXII,

Asperner Heldenplatz 3

1996-2004:

Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Wien XXII,

Theodor-Kramer-Straße 3

9. Juni 2004:

Matura mit ausgezeichnetem Erfolg

Seit 2004:

Studium Deutsche Philologie und Philosophie

Forschungsinteressen Deutsche Philologie:

Deutsche Sprachgeschichte

Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert

Literaturtheorie

Forschungsinteressen Philosophie:

Erkenntnistheorie

Geschichte der Philosophie

Philosophie des 19. Jahrhunderts